Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Dreißigster Band.

Berlin und Stettin.
In der Nicolaischen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.

	Seite
Auszüge aus Lessing's Antheil an den Litteraturbriefen.	1
Lessing's einzige Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften.	301

Vorrede von Friedrich Nicolai.

Der Herr Herausgeber*) der sämmtlichen Schriften Lessing's ersuchte mich, schon vor drei Jahren, dieses berühmten Schriftstellers Antheil an den Litteraturbriefen dieser Sammlung gänzlich einzuverleiben. Ich weigerte mich lange, diesem Verlangen ein Genüge zu thun. Ich bekenne offenherzig, daß ich nicht der Meinung bin, man müsse alles, was ein Schriftsteller je geschrieben hat, ohne Auswahl in einer Sammlung wieder drucken lassen. Insonderheit scheint es, Lessing's Antheil an den Briefen, eine Litteratur betreffend, die vor mehr als dreißig Jahren neu war, könne sich am wenigsten zu einem neuen ganz ungeänderten Abdrucke in einer Sammlung seiner sämmtlichen Werke qualificiren. Es hat sich seitdem ungemein viel geändert. Was damals das Verdienst der Neuheit hatte, ist jetzt alt; die Freimüthigkeit, die damals unerhört schien, und daher auch so viel beitrug, der deutschen Litteratur eine bessere Wendung zu geben,

---

*) Der Herausgeber der ersten Auflage war bekanntlich Lessing's Bruder.

ist jetzt so allgemein geworden, daß sie sogar mehrmals in Übermuth und Unanständigkeit ausartete. Streitigkeiten, die damals wichtig waren, sind jetzt uninteressant; Tadel längst mit Recht vergessener schlechter Schriften, kann jetzt nichts Anziehendes haben. Sogar das Verdienst, daß man etwa Überbleibsel von Lessing's Geiste der Vergessenheit entreißen wollte, welche die Einrückung mancher unbekannt gewordenen Aufsätze entschuldigen könnte, kann hier nicht in Anschlag kommen; denn diese Lessingischen Briefe stehen in einer Sammlung, die genugsam bekannt, und in allen Bibliotheken der Litteraturliebhaber und in allen Buchhandlungen vorhanden ist.

Indeß ward von mir der neue Abdruck der Lessingischen Litteraturbriefe wiederholt und sehr dringend verlangt. Man führte den Grund an, es sey einmal in dieser Sammlung der Plan, alles, was von Lessing herrühre, wieder zu drucken. Ich überlegte endlich, daß sobald dieser Plan einmal angenommen worden, Lessing's Antheil an den Litteraturbriefen nothwendig dazu gehöre. Ich überlegte ferner, daß es vielleicht auch von mir nicht wohlgethan seyn möchte, darauf zu bestehen, daß der schon meist ausgeführte Plan an einer Seite mangelhaft bliebe, ob es gleich nicht mit meiner Überzeugung übereinstimmte. Ich gab also endlich nach, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nicht alles wieder gedruckt würde, sondern daß ich eine

zweckmäßige Auswahl machte, womit man endlich, jedoch ungern, zufrieden war.

Ich liefere also hier diesen Auszug, und habe ihn so zweckmäßig zu machen gesucht, als ich konnte. Ich habe mir in Gedanken vorgestellt, was wohl Lessing selbst noch möchte wieder drucken lassen, und was nicht. Ob ich alles getroffen habe, mag der Kenner beurtheilen; im Ganzen, hoffe ich aber, soll dieser Auszug seinem Zwecke entsprechen.

Ich habe die Briefe weggelassen, worin Lessing bloß Stellen aus Büchern anführt, welche damals als Neuigkeiten Werth hatten, jetzt aber entweder als schätzbare Kunstwerke bekannt, oder, weil ihr Werth nicht dauernd war, vergessen sind; ferner solche, wo er bloß einen Auszug macht, oder wo er z. B. bloß das Resultat einer Streitschrift Heinzen's, gegen Gottsched's längst vergessene deutsche Grammatik, giebt. Bei Tadel von Schriften, besonders von schlechten Schriften, habe ich von den Beispielen oft einige weggelassen, so wie ich überhaupt alles wegließ, wovon es mir schien, es werde unter veränderten Umständen nicht mehr interessant seyn. Dazu gehören auch Streitigkeiten, wobei ich wenigstens wegzulassen oder zu mildern gesucht habe, was einen lebenden Schriftsteller beleidigen könnte. Aber solche Stellen, wo Lessing's Scharfsinn, Witz und eigenthümlicher Charakter hervorleuchtet, solche Stellen, denen Feinheit der Schreibart, Richtigkeit der Kritik oder brauchbare

litterarische Anmerkungen noch jetzt Werth geben, habe ich sorgfältig beibehalten, wenn ich sie gleich aus anderen Ursachen jetzt ungern wieder drucken lasse. Ich glaube auf diese Art erhalten zu haben, was des Erhaltens vorzüglich würdig ist; und vielleicht dem Verehrer Lessing's, durch die Auswahl und durch einige wenige erläuternde Anmerkungen, die wiederholte Lektüre noch bequemer gemacht zu haben. Den Litterator, der alles umfassen will, was Lessing je geschrieben hat, weise ich auf das komplette Werk der Briefe, die Litteratur betreffend.

Zwar hat ein gewisser Herr Heinzmann, der einen Nachdruck mit dem Anschein einer litterarischen Unternehmung beschönigen will, in einer Kompilation, die er Lessing's Analekten für die Litteratur betitelt, auch schon Lessing's Litteraturbriefe, so wie die Dramaturgie, ganz wieder abdrucken lassen; aber kein ächter Liebhaber der Litteratur wird diese unförmliche Zusammenraffung eines Anblicks würdigen. Es würde vergebene Mühe seyn, hier umständlich aus einander zu setzen, wie zwecklos und ohne Sinn dieser Mann gesammelt hat, da er z. B. Lessing's umständlichen Auszug aus dem Comédien des Remond de St. Albine, einem allenthalben bekannten Buche, mit geliefert, hingegen andere eigene Stücke von Lessing, welche eher in eine solche Sammlung gehören, weggelassen hat.

Ich will hier nur anführen, daß dieser elende

Kompilator Lessing's Manier und Schreibart so wenig kennt, daß er Aufsätze von anderen Verfassern als Lessingische abdrucken läßt. Unter den Recensionen, die er aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften wieder abdrucken zu lassen für gut gefunden hat, ist keine einzige von Lessing. Der Auszug aus dem Essay on the Writings and Genius of Pope (Analekten II. Theil S. 169.) ist von Moses Mendelssohn. Da der einfältige Sammler freilich Lessing's Manier nicht zu unterscheiden fähig war, so hätte ihn wenigstens das unterzeichnete M., das er treuherzig mit abdrucken läßt, aufmerksam machen sollen, und er hätte, wenn er aus der Bibl. der schönen Wissenschaften etwas ausziehen wollte, wenigstens wissen und nachlesen müssen, daß ich in der Vorrede des Anhangs des III. und IV. Bandes dieser Bibliothek S. 10. die Zeichen erkläre, daß es Buchstaben aus Moses und meinem Namen sind. Die Beurtheilung von Dusch's Frühlingsmonaten (Analekten II. Theil S. 621) ist gleichfalls nicht von Lessing, sondern von Moses, und in der Bibliothek auch mit E. unterzeichnet. Die Beurtheilung der Herbstmonate (S. 632.) und über Thomson's Sophonisbe (S. 644.) sind vom Hrn. Kreissteuereinnehmer Weiße. Hingegen die einzige Recension, die von Lessing in der Bibliothek der schönen Wissenschaften steht, die von Lieberkühn's Übersetzung der Idyllen Theokrit's rc. hat der Stümper nicht

zu unterscheiden und herauszusuchen gewußt, und sie daher auch nicht abdrucken lassen; daher habe ich sie am Ende dieses Theils angehängt. Er versichert auch in seinem, dem II. Bande der Analekten vorgesetzten Verzeichnisse der Schriften Lessing's ganz keck, derselbe habe „mehrere Recensionen zur allgemeinen deutschen Bibliothek geliefert;" da doch in diesem Werke nicht eine Zeile von Lessing ist. Doch genug hiervon.

Im Jahre 1782 ließ ein Ungenannter in das von Lichtenberg und G. Forster herausgegebene Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur, II. Jahrg. 5. St., ganz unrichtige Nachrichten von den Briefen, die Litteratur betreffend, einrücken. Ich setzte dieserwegen ein Schreiben an Hrn. Hofrath Lichtenberg auf, welches er im 3. St. des III. Jahrg. dieses Magazins S. 387. abdrucken ließ. Ich habe für dienlich erachtet, dieses Schreiben hier beizufügen, nicht weil ich darin mich wider Unbilligkeiten vertheidige, sondern weil darin die Entstehung und Beschaffenheit der Litteraturbriefe kürzlich und der Wahrheit gemäß erzählt wird. Ich habe zu diesem neuen Abdrucke jetzt noch ein Paar erläuternde Anmerkungen hinzugethan.

Berlin, den 3. März 1794.

Schreiben
an den
Hrn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen.

Ich finde in dem Göttingischen Magazine, in des II. Jahrg. 5. St. S. 159 u. f. die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, auf eine Art erwähnt, die Berichtigung zu verdienen scheint.

Der Verf. des Aufsatzes über die deutsche Litteratur sagt: (S. 159.) „Lessing, Mendelssohn, Abbt vereinigten sich zu den Litteraturbriefen," und (S. 162.) „wegen des Buchhändlerprojects, das wie allenthalben in Deutschland, so auch hierbei, so viel Einfluß hatte, wurden die Briefe von schlechteren Arbeitern fortgesetzt, nachdem sich die ersten Verfasser davon losgesagt. Abbt starb. Mendelssohn ward auf andere Art den Litteraturbriefen entzogen, u. s. w."

Ich darf sagen, daß hier alles falsch vorgestellt, daß in jeder Zeile ein Fehler ist. Denn Abbt hat sich zu den Briefen mit Lessing und Moses nicht vereinigt, da er mit Lessingen in keiner Verbindung

war; die Litteraturbriefe waren nie ein Buchhändlerproject, und nie hatte ein Buchhändlerproject darauf Einfluß; die ersten Verfasser haben sich nie davon losgesagt; sie wurden nie von schlechten Arbeitern fortgesetzt; Abbt starb lange nachdem die Litteraturbriefe geendigt waren; im letzten Bande stehen noch Briefe von ihm; und Moses ward ihnen nie entzogen.

Sie sind zu billig, und zu sehr mein Freund, als daß ich nicht auch eine doppelte Ungerechtigkeit rügen dürfte, welche dieser Verfasser gegen mich begeht. Die kleinere möchte seyn, daß er meines Antheils an den Litteraturbriefen so gar nicht gedenkt, als ob er nicht da wäre. Er mag dadurch immer stillschweigend zu verstehen geben, dieser Antheil sey so unbeträchtlich, daß er nicht verdiene, erwähnt zu werden; er mag immer stillschweigend zu verstehen geben, meine Ungeschicklichkeit sey Ursach, daß ich meinen Freunden nicht habe gleich arbeiten können. Ich bin mir allzu wohl bewußt, wie viel Verleugnung es mir die ganze Zeit meines Lebens über gekostet hat, das nicht thun zu können, was ich gern gethan hätte, und von dem ich wenigstens glaubte, ich könnte es. Man hat gut der Hebamme sagen: sey fruchtbar! wenn sie alle Nächte ausgehen muß, die Geburten anderer zu befördern, und zum Empfangen entweder aus Arbeitsamkeit nicht Zeit, oder aus Müdigkeit nicht Lust haben kann.

Auch ein Ungenannter im deutschen Museum (1782. 7. St.) mißbrauchte mein Vertrauen, indem er, um sich ein gewisses Air zu geben, die Zeichen und Namen der Verfasser und andere Nachrichten von den Litteraturbriefen, die er mir vor einigen Jahren, unter dem Versprechen, sie nicht bekannt zu machen, abgelockt hatte, dennoch bekannt machte. Er berichtet (S. 81.) zu gleicher Zeit dienstfertiger Weise, daß meine Briefe nicht an Lessing's Briefe reichen, welches auch, so viel ich weiß, noch niemand zu behaupten eingefallen ist. Vielleicht kann es dienen, etwas von diesen schiefen Anspielungen auf mich zu erklären, wenn ich Ihnen sage, daß ich keinem Menschen die Erklärung der Zeichen, und die übrigen Nachrichten von den Litteraturbriefen, die man im Museum findet, mitgetheilt habe, als dem Ungenannten, der im Merkur (Weinmond 1781.) einen Aufsatz über Lessing geliefert hat, welchen Aufsatz der Ungenannte im Museum zu citiren nicht unterließ); daß der Ungenannte, der im Merkur über Lessing schrieb, eben der Ungenannte ist, der mich wegen meines Versuchs über die Tempelherren im Merkur auf eine so unwürdige Art angriff; und daß eben dieser wahrscheinlich auch derjenige Ungenannte ist, der im Museum über die Litteraturbriefe schrieb, um zu erweisen, „Nicolai sey nicht der erste und eigentliche Urheber der gedachten Briefe." Wenigstens kann er die Zeichen und Nachrichten von Niemand haben, als von dem

Ungenannten im Merkur. Was verächtlich ist, bleibt verächtlich, es scheine so klein, wie es wolle.

Doch ich komme auf den Verfasser im Göttingischen Magazin zurück. Wie gesagt, es ist nur eine kleine Ungerechtigkeit, daß er meinen Antheil an den Briefen, denen er selbst so vielen Einfluß in die deutsche Litteratur beilegt, verschweigt. Wenn etwas Gutes geschehen ist, so ist mir eben so viel nicht daran gelegen, ob die Welt genau wisse, wie viel Antheil ich daran habe. Aber daß er die Briefe ein Buchhändlerproject nennt, daß er sagt, dieses Buchhändlerproject habe viel Einfluß darauf gehabt, daß er noch hinzusetzt: Proben vom Einflusse des Buchhändlers und seiner kaufmännischen Projecte lese man zum Ekel in Abbt's Correspondenz, ist eine Beleidigung, die ich wahrlich nicht verdiene. Es wird dadurch alles, was ich bei den Litteraturbriefen gethan habe, in einem falschen Lichte angezeigt. Ich werde eines Eigennutzes beschuldigt, dessen ich mich niemals, am wenigsten bei den Litteraturbriefen, schuldig gemacht habe. Hierzu kann ich nicht schweigen. Habe ich jemals Buchmacherei zu befördern gesucht? Oder waren die Briefe eine Buchmacherei? Welchen Einfluß hat das Project des Buchhändlers auf die Briefe gehabt? Welche von meinen kaufmännischen Projecten findet man in Abbt's Correspondenz? Und Projecte, die bis zum Ekel darin sollen zu lesen seyn? Ich glaube, jedes Wort, das ich in diesen

Briefen kann gesagt haben, muß zeigen, daß ich höhere Absichten hatte. Ich wollte die Litteraturbriefe nicht untergehen lassen, ein Werk, in dem noch so viel Nützliches zu sagen war, und an dem ich selbst, so weit es meine Lage erlaubte, mitarbeitete. Es ist gemächlicher, kaufmännische Projecte auszuführen, als diejenigen, die ich in meinem Leben ausgeführt habe. Ganz sonderbar ist es, daß der Ungenannte im Museum will, ich sey nicht der Urheber der Briefe, das Project sey also nicht von mir; und daß der Ungenannte im Göttingischen Magazin will, das Project sey von mir: es sey aber ein Buchhändlerproject. Da bei meinem Leben und vor meinen Augen eine Sache, die mich so nahe angeht, von zwei Personen so fälschlich vorgestellt wird, so will ich die Veranlassung und die Geschichte der Litteraturbriefe ganz kurz erzählen; ohne weiter mit den beiden Herren zu streiten über das, was sie von diesen Briefen wissen oder nicht wissen können.

Schon mehrere Jahre vorher war die deutsche Litteratur in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, in die Schweizerische und in die Gottschedische. Man mußte zu einer von beiden gehören; einen Mittelweg gab es nicht. Ich war damals ein junger Mensch, der außer den gewöhnlichsten Schulstudien keine gelehrte Erziehung gehabt hatte, und nach Ausbildung begierig, aber keinem Menschen bekannt war, der dazu hätte beitragen können. Außer einem kurzen Umgange mit Ewald und einem sparsamen

Briefwechsel mit Kleist, war nichts da, wodurch ich mich hätte durch fremde Beihülfe bilden können; ich mußte alles aus Büchern und aus mir selbst ziehen. Ich las also mit unermüdetem Eifer, und reflectirte über das Gelesene nach meiner Art, ohne daß ich mit irgend jemand mich unterreden konnte, welches doch zur Entwickelung der Gedanken so vortheilhaft ist. Da ich von der Welt nichts wußte, und die menschlichen Leidenschaften nicht kannte, so schien mir der damalige Zustand der Gelehrsamkeit ganz unbegreiflich. Die Streitfragen, welche damals allenthalben so wichtig traktirt wurden, kamen mir unwichtig vor, und die Schriften der Alten und der neueren Ausländer, die ich gelesen hatte, fand ich ganz anders, als die deutschen Schriften, die man damals unsterblich nannte. Weil ich niemand hatte, dem ich meine Gedanken mündlich mittheilen konnte, so mußte ich sie der Feder anvertrauen. So schrieb ich Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften, welche 1754 herauskamen. Diese Briefe machten damals Aufsehn; denn ein junger Mensch redete aus seinem Winkel heraus, ohne irgend eine litterarische Verbindung, ohne irgend eine von den Rücksichten, die damals jedermann brauchte; sagte ohne Umschweif, was ihm an jeder von beiden Parteien mißfiel. Mit dieser meiner Offenherzigkeit ging es mir, wie es mir mit meiner Offenherzigkeit immer gegangen ist. Sie zog mir den Haß beider Parteien zu. Aber das war eine Kleinigkeit; denn

durch sie ward ich zu gleicher Zeit mit Lessing, und durch ihn mit Moses bekannt, welches ich für das größte Glück meines Lebens halte.

Lessing dachte über die damalige Litteratur eben so, wie ich. Da wir fast täglich beisammen waren, so kamen wir immer wieder auf eben die Gedanken zurück, welche sich durch beständige Erörterung immer mehr entwickelten, besonders durch unsern lieben Moses, der bei uns war, was bei den alten Schauspielern der Chor. Er war gewöhnlich unserer lebhaften Dispüten kaltblütiger Zuhörer, und zog unvermuthet, und wenn wir noch weit vom Ziele zu seyn glaubten, in wenig Worten ein treffendes Resultat, das uns alle befriedigte. Dies währte über ein Jahr. Fast bei jedem neuen Buche, über das wir sprachen, erneuerte sich der Verdruß über die schiefe Wendung, die alles nahm. Hierauf entstand endlich das Verlangen, diesem Übel abzuhelfen. Die damaligen Journale waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Komplimente. Der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit ganz deutsch herausgesagt würde, war sehr natürlich, um so mehr, weil die Bibliothek der schönen Wissenschaften, wegen meiner veränderten Lage, die mir alle Muße raubte, damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns im Scherze: man dürfte ja nur schreiben, was wir so oft sagen. Indessen war noch von keinem von uns ernstlich daran gedacht, dieses Vorhaben auszuführen.

Im November 1758 war ich einmal mit Lessing zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden zuerst wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon; denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bei der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: wir haben so oft gesagt, man sollte schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unseren täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt; gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern.

Dieser Vorschlag gefiel Lessingen, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannte alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermaßen etwas Vollständiges zu haben, und sich nicht in ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfange des

Krieges zu übersehen, und diese Übersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Dies war kein allzu weitläuftiges Unternehmen; wir glaubten es ausführen, und das Ende absehen zu können. Freilich wurden wir dadurch nachher weiter geführt. Der Gedanke, an einen verwundeten Offizier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet seyn. Lessing kam damals von Leipzig zurück, wo er mit Kleisten eine innige Freundschaft gestiftet hatte.

Daß ich an den Briefen nur wenigen Antheil nehmen konnte,*) war natürlich. Ich hatte eben damals, im Oct. 1758, nachdem ich zwei Jahre in gänzlicher Unabhängigkeit gelebt, nach dem unvermutheten Tode meines ältesten Bruders dessen Buchhandlung übernehmen müssen. Ich war genöthigt, sie auf einen ganz andern Fuß einzurichten. Ich mußte jährlich drei Handlungsreisen machen, hatte eine Menge Sorgen und Arbeit auf mir, u. s. w. Woher hätte ich Muße zu vielen Arbeiten dieser Art nehmen sollen?

---

*) Meine Zeichen sind Ne. S. T.; außerdem ist von mir der 6. Brief im I. Theile ununterzeichnet, deßgleichen der 192. Brief, obgleich mit K. bezeichnet. Ferner im 276. Briefe von S. 173 — 179. Und im XIX. Theile S. 5. die Nachricht.

Lessing hatte die meiste Muße; daher war er auch bei den ersten Bänden am meisten beschäftigt. *) Als er daher nach Breslau ging, so war ich, weit entfernt, an ein kaufmännisches Project zu denken, wie mir sehr unbilliger Weise Schuld gegeben wird, fest entschlossen, das Werk zu endigen, weil ich die Möglichkeit der Fortsetzung nicht einsahe. Daß dieses Werk ferner fortgesetzt worden, ist bloß allein meinem lieben Moses **) zu danken. Er ermunterte mich, es nicht fallen zu lassen; er versprach mir mehr Beihülfe, und hielt sein Versprechen. Ich selbst trug auch mehr bei, so viel meine Zeit erlaubte. Indessen merkten wir beide bald, daß für uns allein die Arbeit allzu schwer war.

Ich hatte Abbten durch seinen Aufsatz vom Tode fürs Vaterland kennen lernen. Auch hier war es Moses, welcher zuerst auf den Gedanken kam, diesen jungen Mann von Talenten zu den Briefen einzuladen, weil wir Beihülfe nöthig hatten. Abbt hat eigentlich in den Litteraturbriefen

---

*) Lessing's Zeichen sind A. E. Fll. G. L. O. U. Auch ist der 43. und 44. Brief im II. Theile von ihm.

**) Moses Zeichen sind D. K. M. P. Z. Im XII. Theile, im 192. Briefe, S. 210 f. ist von ihm Fulberti Kulmii Antwort. Im XIV. Theile ist der 233—236. Brief von ihm, obgleich mit Fll. bezeichnet. Im XVI. Theile S. 67. 68. der kleine 258. Brief; im XIX. Theile S. 41. das Orakel.

seine Schreibart gebildet.*) Ich weiß es am besten; denn mein Loos war gemeiniglich, seine Handschrift durchzusehen und die Auswüchse zu beschneiden, wovon auch in der gedruckten Correspondenz Spuren sind. Die Gelehrigkeit, mit der Abbt die offenherzigen Erinnerungen seiner Freunde annahm, ist vielleicht ohne Beispiel, und ist seiner seltenen Wahrheitsliebe bestes Zeugniß.

Wir drei wurden immer mehr und mehr durch andere Geschäfte zerstreuet, und die Briefe gingen langsam fort. Der Krieg war nun geendigt; wir wollten die uns bei der ersten Entstehung vorgesetzte Laufbahn vollenden, und noch einiger während des Krieges erschienener beträchtlicher Werke gedenken. Aber es fehlte uns allen an Zeit. Hier war es wieder Moses, welcher einen Mann vorschlug, dessen große Verdienste jetzt allgemein anerkannt sind.**) Im Göttingischen Magazine wird von diesen Beiträgen, welche daselbst sehr uneigentlich eine Fortsetzung genannt werden, sehr ungerecht geurtheilt; denn, obgleich nicht völlig im Tone der vorigen Briefe, sind sie doch nichts weniger, als schlecht. Sie können keine Fortsetzung heißen;

*) Abbt's erster Brief ist der 148. im IX. Theile. Seine Zeichen sind B. E. Ferner sind von ihm im XVIII. Bande S. 23. die Nachschrift zum 277. Briefe, und im XIX. Bande S. 8. die Zweifel.

**) Den jetzigen Herrn Abt Resewitz. Sein erster Brief ist der 267. im XVII. Theile. Zeichen Q. und Tz.

denn von uns allen stehen in den letzten Bänden noch Beiträge, und auch von Lessing, der so lange nichts geliefert hatte, steht im letzten Bande ein Brief. Ich machte endlich den Epilogus, so wie Lessing den Prologus. Noch stehen in dem letzten Bande ein Paar Briefe von fremder Hand,*) und in den mittleren Bänden einer von Sulzern.**)

Dies ist die wahre Geschichte dieses Werkes, welche ich Ihnen erzähle, damit nicht eine falsche an die Stelle gesetzt werde. Übrigens mußte ich, ich gestehe es Ihnen, über den Plan lächeln, den Ihr Verfasser (S. 180) von einem guten kritischen Journale giebt. Ich sehe daraus, daß er wohlmeinend, aber jung ist. Vor ungefähr dreißig Jahren dachte ich auch so. Seitdem habe ich drei kritische Journale veranlaßt und herausgegeben, welche Epoche machten, jedes in seiner Art. Nämlich: die Bibliothek der schönen Wissenschaften; die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, und die allgemeine deutsche Bibliothek. Ich weiß also aus langer Erfahrung, in weiterm Umfange als jemand, alles was nöthig und was mög-

---

*) Vom Hrn. Prof. Grillo in Berlin. Im XX. Bande ist der 302. Brief sein erstes Zeichen **.

) Im XII. Theile der 193. Brief, von Winkelmann's Anmerkungen über die Baukunst der Alten, mit * unterzeichnet. Außerdem ist noch der 78. Brief im V. Theile von Sulzer, und mit seinem Namen unterzeichnet.

lich ist, um ein solches Werk zu veranstalten und auszuführen. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ob die Göttingischen gelehrten Anzeigen, welche schon seit so langen Jahren verdienten Beifall haben, so lange würden gedauert haben; ja, ob sie überhaupt würden zu Stande gekommen seyn, wenn sich die vielen Mitarbeiter derselben über jede einzelne Recension hätten besprechen sollen. Was die Einheit betrifft, die, der Meinung des Verfassers nach, in einem solchen Werke herrschen soll, so kann sie leicht in Einseitigkeit ausarten, welches so schlimm seyn dürfte, als irgend etwas anderes. Diese Einseitigkeit zu verhüten, war ich bei der ersten Idee der allgemeinen deutschen Bibliothek bemüht, Mitarbeiter aus allen deutschen Provinzen zusammen zu bringen, denen es auch nicht einmal nöthig ist, sich unter einander zu kennen. Wenn man so glücklich ist, gelehrte, verständige und unparteiische Männer zu einem solchen Werke zusammen zu finden; so wird sich bei der so nöthigen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, dennoch eine vielleicht nicht erwartete Einheit finden. Was den guten Ton der feinen Welt betrifft, welchen dieser Verfasser von einem kritischen Journale fordert, so weiß ich nicht, ob die simpele Schreibart des schlichten gesunden Verstandes, deutschen kritischen Schriften nicht angemessener seyn dürfte, als dieser sogenannte gute Ton. Der gute Ton in Frankreich ist eine Convenienz, die sich in Paris wie eine Mode

ändert, und den niemand außer Paris haben kann und soll. Diesen guten Ton meint der Verfasser vielleicht nicht einmal, sondern vielleicht nur den guten Ton der Wendungen, welche in der französischen Sprache liegen, und mit welchen die französischen Kritiker die dünne Suppe ihres Raisonnements würzen. Auch dieser Vorzug mag der Année litteraire unbeneidet verbleiben. Es sollte mir aber leid thun, wenn man, diese Wendungen abgerechnet, die Année litteraire mit unseren besten gelehrten Zeitungen und kritischen Journalen in Eine Klasse setzen müßte.

Berlin, d. 29. Weinmonats, 1782.

Friedrich Nicolai.

Auszüge
aus
Lessing's Antheil
an den Litteratur-Briefen.

1759 — 1763.

Einleitung.

Der Herr von N**, ein verdienter Offizier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militärischer Ekel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bei den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B**, und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seiner Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publikum zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt, sie drucken zu lassen, wie und wann ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen — und hundert sind noch zu wenig, — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen anderen. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedies nicht die beste Aufnahme erhielten; so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholi=

schen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einen Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unseren gesitteteren Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrigen Stände ungestört läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklicheren Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilt hätte? rc.

Zweiter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns noch in ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O, Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.*)

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen groses, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war: — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall; wie der Übersetzer selbst gesteht. Und was geht es diesen an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und

---

*) Herrn A. Pope sämmtliche Werke rc. Erster Band. Altona 1758. in 8vo.

selbst Geld zu verdienen denket? Freilich sollte so ein blindlings gefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Übersetzer des Pope führt. Er sollte nicht sagen:

„Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören." —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Übersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt, und sagt:

„In der That ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster,

dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks (simplicity and propriety of style). Pope meint, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Übersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keinen von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? *)

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Übersetzer: Virgil, der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nämlich prosaischen, Stücken des ersten Bandes. Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Übersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu

*) Abhandlung von der Schäferpoesie S. 7. der deutschen Übersetzung.

verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns schon den zweiten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Übersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.*)

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Äsopus abstrahirt haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, troß jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine

---

*) Hamburg und Leipzig 1758. in 8vo.

Satyre dem Übersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay in der VI. Fabel sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geizhals verschloß zitternd seinen Kasten), so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geizhals blickte zitternd auf seinen Kasten.

Das englische Cameleon rühmt sich (II. Fabel), es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion.

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt, als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation?

Gay beschreibt (in der XII. Fabel) ein unglückliches Ehepaar. Er, der Mann, sagt er, liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut, was

sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht:

„Sie will entweder ihren Willen haben, oder auch umwechselnd die Herrschaft führen.“ —

O dreimal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt,*) und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Übersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück läßt. — Ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum, als mir übrig ist.

Vierter Brief.

Unsere Übersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Übungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen

*) Leipzig, in gr. 8. 1758.

können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmann sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlicheren Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses *) mit folgender Übersetzung:

„Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der

*) I approve therefore very much the devotion of a studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodnefs, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. Letter I. p. 6.

in seiner Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es bei andächtigen Personen gar nichts unerhörtes ist, und der unter anderen besondern Danksagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verschaffte." — —

So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat &c. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabei witzig seyn, noch vernünfteln wollen. *) — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen:

„Diese Leute erwerben sich Ruhm sowohl, als solche, die höher sind, als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen &c. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammentragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn, und

---

*) These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf (dissolve the charm), und sie verschwinden aus dem Gesicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden?

„Alle diese Systeme," läßt er ihn sagen, „sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas, und sind nichts als Erscheinungen. Ihre Reize fliegen gleich diesen aus einander, und verschwinden aus unserm Gesichte." —

O, Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kommt auf die sogenannte Übersetzung der siebzig Dolmetscher, und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Übersetzung, um sie in Ansehn zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die anderen Juden

von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus 2c. 2c. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Übersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdolmetschung verstehe.

„Hier sieht man," ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß sie verfälscht worden; jetzt aber nennt er sie heilige Romane, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romane hätten verwandeln können 2c."

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publikum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreien Kahl-

kopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche bloß a limine salutandae sind; so macht jener daraus:

„Welche man schon von weitem empfangen muß.“

Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marsham redet, redet jener von Marsham's Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studirte? Ob die Theologie?

Fünfter Brief.

Der Übersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen*) herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer

*) Erste Samml. Rostock und Wismar, 1758. gr. 8.

wollte; wenn ich nur die Versuche, mich zu vergnügen, verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herrn von Palthen scheint eine Sammlung von allem dem zu seyn, was er bei Übersetzung des Thomsonschen Frühlings, Schlechteres gedacht hat: eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er malt Mücken (S. 14.), und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und ekeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit blutdurchströmten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen steht, mit zackiger Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier mit der breiten Brust, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt, und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löst, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervorzieht. — Die grunzende Sau, mit den fleckigen saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzien für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu ei-

nem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich;“ werden Sie sagen: „der Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach, nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäischen Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener Offizier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Prozesse that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Offizier auch? — Doch dieses bei Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O, der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militärische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen zeitig genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drei ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeigt der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeschränkte Kenntnisse! — Petrarch sagt von sich: (S. 89.)

„Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bei mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius."

Und der Herr v. Palthen setzt in einer Anmerkung hinzu:

„Es wird hier auf den Apicius Caelius gezielt, welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrieben 2c."

Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen sollen, und würde unter drei berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr von Palthen, sey ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher, als seins, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus.

Siebenter Brief.*)

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Übersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind

*) Ich habe die Folge der Zahlen der Briefe beibehalten, wie sie in der Originalausgabe ist; damit man allenfalls jeden Brief daselbst eher finden kann. N.

unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden Virgil und Horaz, Shaftesbury und Bolingbroke bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilt! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schönen Wissenschaften würden zu vergessen seyn; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer, und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Utz, Horaz; Gleim, Anakreon; Geßner, Theokrit; Wieland, Lucrez. —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumt! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der

Verfasser der Natur der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn. —

Ich sende Ihnen hier eine Sammlung von ihm,*) in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet: welchen von unseren Schriftstellern würde man denn lesen wollen?

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das Anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines

---

*) Zürich, bei Orell und Compagnie, 1758 in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathien; 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe; 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen; 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes; 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen; 2) Gesicht des Mirza; 3) zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden; 4) Plan einer Akademie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute; 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

Christen seyn; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt, und anhebt:

„Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was seh' ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen, wie erstarrt, herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung,

und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." *)

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Ist Einbildungskraft Empfindung?

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an Petersens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine Uranias ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erst gedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drei und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!"

„Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wider den Glauben."

---

*) Empfindungen XIV. S. 99.

„Die Weltweisheit setzt sich gegen die göttliche Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit, und verfälscht sein großes Wort.“

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommt sie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.“

Zwei und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben lassen! Die Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!“

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben, als ein Verführer. —“

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die Übelthäter! Wir haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt.“

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.“

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?“

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bei ihm hochgeachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse. —“

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unserm Gott.“

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch dem Herrn sterben."

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen."

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —"

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Hr. Wieland ist reich an Blümchen; Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen. Beide haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edlen Einfalt gelassen, Wieland aber durch affektirte Allusionen verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersen's Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ja ein Schwärmer!

Neunter Brief.

Ich habe über Herrn Wieland's Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei

seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Übung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Übung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre jungen Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nannten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edlen Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edlen Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein: in diesem Gesichtspunkte studirte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren ꝛc. — —

Aber ich wollte wohl Herrn Wieland fragen: Hat Ihr Vorgeben seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und anderen Dichtern Weisheit lehrten? und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter

ihnen verstanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie Sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählt.*) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitle, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Ἐργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργειν δε τ' ὀνειδος,

Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer, noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,**) sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu; wo sich aber ein Geringerer unnütz machte, den schlug er mit seinem Scepter, und befahl ihm, ruhig zu seyn:

---

*) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

**) Im 2ten Buche der Ilias, v. 200 u. f.

Δαιμονι᾽ ἀτρεμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ᾽ ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Ουτε ποτ᾽ ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος ουτ᾽ ἐνι βουλῃ)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? daß Homer die geringeren und ärmeren Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendsten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deßwegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabei für Richter voraus setzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? —

Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer

näher komme, so setzen Sie **Bodmern** an seine Stelle. —

Zehnter Brief.

Jetzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn **Wieland** fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D., entlehnen.*) —

Den schönen und grossen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt her haben? Er sagt zwar:

„So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung ihrer Scribenten gemacht.“ —

Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweist die Stelle des **Xenophon**, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die:

---

*) Dies ist **Moses Mendelssohn**, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. N.

„Welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sey? Was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?“

Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;*) eine Philosophie, welche Aristoteles hernach, unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fährt Hr. W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrigen Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades — Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten — hielt sich nicht zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst, zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht

*) A. Gellius XX, 5.

die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Denken Sie nur, wie weit Hr. **Wieland** geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines **Virtuosen**, durch ihr *καλος καγαθος* ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses *καλος καγαθος* etwas anderes bedeute, als was wir einen **hübschen guten Mann** heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem **Plato**, wo **Sokrates** den jungen **Theages** fragt: *τι οὐν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων ὑιεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην ἀγωνιαν;* Können hier *καλοι καγαθοι* Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Übungen.

Doch es möchte seyn; Herr **Wieland** möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennt, speist er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt sind. Z. E. Er sagt:

„Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiedenen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen; damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe." —

Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal, getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen anderen Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besonderen Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehrt, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den

Verstand aufklärt, und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnt? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unseren philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studirt hat, und bei dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern, und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmt. Eine jede Wissenschaft in ihren engern Bezirk eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Eilfter Brief.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt; und diesen hat Hr. Wieland am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheint vielmehr ausdrücklich darauf füh-

ren zu wollen, wenn er (S. 131.) verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle. — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthigt sind. Die ersten beiden müssen unstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folgt. Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum, zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältnisse derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen,

in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unseren Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reiferen Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehen lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kann nicht durch eine Anstrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftigt seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge die historische Kenntniß den Grund legen muß: und hier ist ein neuer Fehler unseres Verfassers. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten

Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bei dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drei verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstrakter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verstandes gelangt sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will Vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Äsopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese:

„ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichtesten Zutritt zu unserer Seele verschaffe."

Was für einen Begriff muß unser Verfasser

von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentlichen Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachlässigung und Geringschätzung der trockenen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unseren Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheint. — Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrags fragen.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter Herrn Wieland's patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Er redet von der Beredsamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus:

„Wie lange wollen wir uns von den Franzosen

beschämen lassen, welche ihren Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Trublet aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?"

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt hätte, warum denn nun unser Mosheim und Sack, unser Jerusalem und Cramer, gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt: alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des Erstern ein Hülfsmittel für den Letztern, nie aber das Hauptwerk, seyn müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer, als für die Franzosen eingenommen. Wie kommt es denn aber, daß er nun hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man

doch, nach seinen eigenen Grundsätzen, bei den Franzosen, wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kommt bei ihm etwa auch ein Tillotson gegen Bourdaloue und Trublet noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach der sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie steht in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz *) gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theolog schreibt an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe," sagt er, „denjenigen Theil der Redekunst betrachtet, welcher mit Regung der Affekten umgehet; und ich weiß, daß diese Kunst bei den Gottesgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf wendet."

---

*) Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich 1757. in 8vo.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden.“

„Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.“

„Allein das Vornehmste, welches man hierbei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Lossprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich, ein Gesetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses Letztern Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit dem

Demosthenes, welcher doch jenen in vielen Stükken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unseren nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsere Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte."

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis gestellt sah. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden."

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als

mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet."

„Ich bitte euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall ihr ja unglücklicher Weise euch bereden solltet, daß ihr dieselbe besäßet) sehr selten, und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen 2c."

Es wohnt mir eine dunkle Erinnerung bei, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey, wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein, ist wohl keine Gefahr bei seinem Rathe, daß die Leute, num vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim, nach meinem Bedünken, einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wieland. — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Wörtern vergessen haben. Alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Ämulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Wörter, die alle nicht das Geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland sogar. — Er befiehlt:

„Daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen." —

Dieses noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdient haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort, entsprechen, habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagte er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absich-

ten entsprechen (respondent). Dieses entsprechen ist jetzt den Schweizern eigen, und nichts weniger, als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führt bereits eine Stelle aus Kaysersbergers Postille an, wo es heißt: Die Getät und der Rom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man Anderen den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herrn Wieland ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachläßigt, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke nicht mehr beifallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die moralischen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonderes auszudrücken scheinen; dergleichen sind hürisch,*) ringsinnig,**) abschätzig,†) Schick ꝛc.††)

---

*) S. 20. **) S. 22. †) S. 144. ††) S. 179.

Und dessenungeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darin ist Satyre und Humor. Folgende Beschreibung *) eines Husaren, bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrockenes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle vergiftete Spieße. Er schießet dieselben dicht wie ein Regen von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drei sind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen

---

*) S. 136.

Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kommt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet, als ein Gesandter, der bei seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur Einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabei, und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüssel voll, die auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnauzbart davon geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirthe: Gieb, was du hast, und was du nicht hast, das gieb auch — alsdann sterbe! und zur Wirthin: Lebe du bis morgen, und spreite jetzt ein Bett an, für mich und dich. Wenn ihm ein Priester be-

gegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste*) in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek.

---

*) Leipzig, bei Dyk, in groß 8vo, bis zum IV. Bande.

Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganzes ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein, wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin besteht ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir auch die Freiheit aus, Verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtentheils da hinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E., erinnern sie bei des Hrn. Prof. Gottsched nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dicht-

kunst;*) und wie manches ist doch darin, daß man ihm nothwendig aufdecken sollte!

Können sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüthe, die Peter Probste und Hans Sachsen so wohl kennt, nur denjenigen nicht kennt, der doch bis jetzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat: unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahre 1747 führt er die theatralischen Werke desselben an, und sagt:

„Hier stehen 1. Canut; 2. der Geheimnißvolle; 3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die stumme Schönheit; 6. die lange Weile."

Die beiden letzteren stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführt, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beiträge zu dem Dänischen Theater benannt hat.

Und wie viele andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen:

„Daß er etwas so vollständiges geliefert habe, als man sonst, bei Sammlungen von dieser Art, von den Bemühungen eines einzigen Mannes kaum erwarten könne."

Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermissen wir gar, und von den Ärzten

*) In dem ersten Stücke des 5ten Bandes, S. 85.

muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deßwegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfasser der alten Jungfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das Wenige finde ich bei dem patriotischen Κοπροφορῳ noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahre 1747 gleich zwei Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferspiel,*) in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennt der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnt hat.

*) Dies war eigentlich ein pöbelhaftes Bauernspiel, dessen Absurditäten schon die schweizerischen Kunstrichter so deutlich gezeigt hatten, daß sich vielleicht Gottsched selbst desselben schämen mochte. N.

Siebzehnter Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,*) wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe."

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regel; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigen Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Aber wie ging er damit zu Werke? Er wollte nicht sowohl unser altes

---

*) Des dritten Bandes erstes Stück, S. 85.

Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht. Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet, als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das Englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unseren Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde

von besseren Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakspeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakspeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Ödipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und

von welchem der ganze Charakter des Orosman entlehnt worden?

Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doctor Faust, hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakspearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt*) daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweiten Aufzugs an.**)

— — — — — — — — — — — —

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

---

*) Es ist jetzt bekannt genug, daß diese Scene nicht in einem alten Stücke existirte, sondern von Lessing selbst ist. N.

**) Hier folgt in den Litteratur-Briefen die Scene: Faust und die sieben Geister, die wir nicht noch einmal abdrucken lassen, weil sie schon in den Auszügen aus Lessing's theatralischem Nachlasse steht. N.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des Messias in der Bibliothek*) mit vielem Geschmacke beurtheilt worden. Überhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung; ob ich gleich gegen wenige Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstock von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaaßes im Deutschen, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Messias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen, als mit Vorsatz zu machen scheint. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefsten Geheimnisse derselben kennt! wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er dann anfängt, so wird er so vieles voraussetzen, daß ihn gemeine Leser dunkel, und Leser von etwas

*) Ersten Bandes zweites Stück, S. 291.

besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopstock nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkommt. — Mir gefällt die Prosa unseres Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstock gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimniß der poetischen Perioden; ein Geheimniß, welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinischen Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, für sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgil.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstock hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sey, der deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Übersetzer des Na-

belais*) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frei dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehört auch, am Ende des zweiten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit, recht sehr gut, und der Übersetzer sagt, er führe sie deßwegen hier an:

„Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Carmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung und siebenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die daß Muß allein essen wolten) forthin weiche."

Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort:

„Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also abergläubig, wie bei ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihre Sprach nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat eine sondere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bei derselben Angewöhnung."

Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen wer-

---

*) Die Übersetzung ist 1617 gedruckt.

den, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges
G'müthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nie frefelich ohngefehr fährst auf hohen
Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige
Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr' und ewigem
Preise,
Das jaget ein ostermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß understan ein ungepfleg-
tes Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Grie-
chische springe ꝛc.

Es nennt sich unser deutscher Übersetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ἐλλοψ heißt stumm, und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος*) folglich

*) Von dem angeführten ἐλλοψ nämlich, und κληρος, das Loos; so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von ἐλλοψ und σκληρος, hart, herleiten können, daß es so viel hieße, als Fischhart, zusammengezogen, Fischart.

muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als dieser deutsche Rabelais, und der deutsche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letzteren dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimt. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Deutschen, redlich vom Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immmerdar ohn' Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderrn eben:

So hab' ich mich unverzagt, auf jetziges gern
gewagt,
Und hoff', solch Reymes Art werd' euch Ergötzlich-
keit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung, die
er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wie-
derumb hoche
Dein artige Reymenweiß zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher
Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker aller-
meist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unsrer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich;
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälsch-
lichen Dunste,
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum
Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig, ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer
verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähn-
licher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Altsted in seiner Encyklopädie wieder ein Muster von

deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Encyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Altsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in anderen lateinischen Sylbenmaaßen, in dem Alcäischen zum Exempel, vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deßwegen gut, um bei gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

N. S. Freund L. machte mir hier eine kleine Erinnerung:

„Das kommt davon," sagte er, „wenn man die Gottschedischen Schriften nicht besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottsched Sprachkunst (S. 628.) nach, so werden Sie finden, daß Conrad Geßner noch vor Ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht hat, ꝛc." —

Hierauf antworte ich, daß ich mich nicht überwinden kann, sechsfüßige Verse, die außer dem einzigen fünften Fuße aus lauter Spondäen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Messias zurück — und eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Messias bei weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerei zu Kopenhagen,*) veranstaltet worden. Sie besteht aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht ist der geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopöe und die ersten fünf Gesänge; der zweite enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaaße. In beiden sind die Gesänge selbst an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln. Erlauben Sie mir, Ihnen noch eins und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dich-

*) Im Jahre 1755, in groß Quart.

ter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmtern Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edlern Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participien, wo sie den Perioden zu schwerfällig oder zu dunkel machten, aufgelöst.*) Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchteren weichen müssen. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas dawider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige, besser ausgemalte Beschreibungen. Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Aber auch die Kunst, auszustreichen, versteht Herr Klop-

---

*) Ich habe geglaubt, die übrigen Beispiele, welche Lessing von den Veränderungen der damals neuen Kopenhagener Ausgabe des Messias gab, um so viel mehr hier weglassen zu müssen, da in der neuesten Ausgabe vom Jahre 1780, die gewiß in den Händen aller Leser ist, welche in unserer Litteratur nicht ganz fremd sind, abermals natürlich noch mehrere Veränderungen sich finden. N.

stock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesen an, daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entschließungen des Adramelech, zu Ende des zweiten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deßwegen die vortreffliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu tödten sich vornimmt?

Und wenn der Ewige sie vor anderen Seelen erwählte,
Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf: so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drei schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!

Dann will ich durch die ganze Natur ein tiefes
Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten
Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul
in den Sternen,
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören,
und Gott seyn!

Und solcher Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon Anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiligt hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesange vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider die Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt

werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Übrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beifall nicht.

Ein und dreißigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit*) gemacht hat, so bald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Übersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die

*) Biblioth. d. sch. W. II. Bandes 2. St. S. 366. Diese Recension ist von Lessing, und die einzige, die er (außer ein Paar kurzen nicht bedeutenden Nachrichten) zu dieser periodischen Schrift lieferte. Ich werde sie auszugsweise hinten anhängen. N.

Sache hat große Schwierigkeit; und es ist unendlich leichter, über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν οὐ φω-
τα λαμβανει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilt. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Übersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaaßes auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Übersetzung; denn Cowley sagt:

„Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt."

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weiß ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens

die erste Ode des Pindar zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet?*) —

Zwei und dreißigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulanum eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ἐρωτοπαιγνια des Alciphron seyn müssen. Der Herr von Q**, der sich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unseren besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortrefflich gefunden, daß er folgende Übersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überschrieben:

Die Grazien.

Als an einem Frühlingsabende sich die drei Grazien neben einem Walde in acidalischen Quellen belustigten, vorlor sich plötzlich Aglaja, die schönste der Grazien. Wie erschraken die Töchter der Anmuth,

---

*) Die Oden selbst hier abermals abdrucken zu lassen, hielt ich für unnöthig. Diese Übersetzung des würdigen Herrn Steinbrüchel ist bekannt genug. N.

als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume, und suchten, und riefen!

So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
Der zartste Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton;
Aglaja! — half der Nachthall sanft verbreiten.
Umsonst! Aglaja war entflohn.
Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
Soll sie nach langen Ewigkeiten,
Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
Zwei Grazien sind aller Welt zum Hohn;
Und ach! die dritte hat er schon!
So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

Nun schlichen sie an den Büschen herum, und schlugen leise an die Blätter, und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
So zitterten sie doch vor Furcht, ihn nur zu sehn.

Endlich kamen sie an ein Rosengebüsch, das meine Chloe versteckte — und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

Jetzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
Jetzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab;
Denn jedes nahm und jedes gab.

In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. Da ist Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und jetzt liefen sie mit meiner Chloe davon.

Was? rief ich, lose Räuberinnen!
Wie sollte sie Aglaja seyn?
Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien ist das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd also zu mir sprach:

Warum willst du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
Küß' jetzt einmal statt Chloen mich;
Wünsch nicht, dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin, liebe dich.

Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern, und sprach: Hier ist Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Lust, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Ist dies Aglajens Mund und Blick?
Da nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt! Alciphron hat keine Ἐρωτοπαιγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor Kurzem vier kleine Bogen herausgekommen, unter der Aufschrift: Tändeleien. — — Tändeleien? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzugesetzt: aber es sind artige Tändeleien; Sie werden

den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabei bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammentreffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beifall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl' und erweck' nur Grauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurück behalten, und die einzelnen Schönheiten derselben zu besseren Ganzen verspart. So würde ich mir zum Exempel den

Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahrt haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück jetzt ist, kommt es mir nicht anders vor, als eine antike verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechselstreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen;
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und schreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser heraus, und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Busen. Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber Jüngling, du hast den Amor gerettet: womit soll ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir meine Chloe getreu, antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bittest du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken? — Da schlug ich die Augen nieder, und seufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigstens zum Theil erfüllen.

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt.

— „Sobald Chloe einen andern, als dich küßt, soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß sie dir untreu ist. — So sagte Amor. —

Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —
Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen. —
Manch holdes Mädchen schon seh' ich mit Bärten gehen:
Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn."

Ach, nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu seyn oder nicht! *)

Drei und dreißigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleien, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und für sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren; und der Mohr ist fast nirgends, als in der Überschrift zu finden. Ändern Sie das einzige schwarze Mädchen

*) Der Herr von Gerstenberg ist dieser Kritik gefolgt, und hat in der neuen Ausgabe seiner Tändeleien, durch eine sehr glückliche Wendung, dieses Gedicht verschönert. N.

und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.*)

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht sogleich, daß sein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheint überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— — — — — — —
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten
Nach Zama schrein.
— — — — — — —
Die lange Nacht kommt schon ꝛc.

Wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht! Aber wissen Sie wohl, daß es ein wirklich Lappländisches Lied giebt, welches der Herr von Kleist bei dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheint. Sie können es bei dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden.**) Schade, daß ich das Buch

---

*) Auch in diesem Gedicht hat Herr v. G. auf Lessing's Kritik in der neuen Ausgabe Rücksicht genommen, und es verbessert. N.

**) Kleist scheint allerdings diesen originellen Lappländischen Liebesgesang vor Augen gehabt zu haben, ob er gleich nur ganz frei nachahmte. Herder hat davon unter dem Titel: die Fahrt zur Geliebten, eine

nicht gleich bei der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhig's Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainas oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Littauischen Wörterbuche nicht zu suchen; ich will Ihnen die zwei artigsten also nach Ruhig's Übersetzung daraus abschreiben.

Erste Daina.

Abschied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt, mein Mütterlein, schon vor der Hälfte des Sommerleins."

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und Weberin."

---

viel genauere Übersetzung geliefert; in den Volksliedern, II. Bd. S. 106. N.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weiße Flächslein; genug gewirket feine Leinwandlein.“

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weißen Tischlein; ich habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein.“

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein.“

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange grünen auf meinem Hauptelein.“

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenschein.“

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.“

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, sondern gehaubet.“

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde geblasen.“

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schimmern bei der heißen Sonnen.“

12.

„Mein Haarflechtlein von grünem Seidelein; ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.“

13.

„Ihr, meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen und rosten!“

Zweite Daina.

Eine Tochter hat ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter dem Glasfensterlein saß das Mütterlein.“

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?“

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.“

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein! das sind keine wahren Wörtelein! Gewiß, du hast dein Knechtelein über Feld begleitet.“

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein! Ich hab mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldigt sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Sechs und dreißigster Brief.

Bald werden wir einen von unseren besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz ist, wie es scheint, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen

Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beispiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unseren größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr, als ein Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahre 1654 einen Band von nur drei tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genannt zu werden verdient?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem

ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.*)

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Theil seiner Sinngedichte den Krieg und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. —

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Übertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naiv, so galant kann er auch seyn! — Übrigens sind zwar ein großer Theil von Logau's Sinngedichten weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt.

Neun und dreißigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vie-

*) Die angeführten Proben bleiben hier weg, da die Ausgabe dieses Dichters in jedermanns Händen ist. N.

ler englischen Dichter, als: Prior's Salomon, Popens Messias, Young's jüngster Tag, Glover's Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt. *)

Prior's Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum ersten Male in unserer Sprache erscheint; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bei seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmt; und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edlen Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über

*) Basel, in groß Octav.

der Menschen Thun und Lassen, und die vortreffli-chen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern an-trifft, welche gemeiniglich dem Salomon zuge-schrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit bessern Gattung von Ge-dichten darin zu finden, als jemals die griechische, lateinische, oder irgend eine neuere Sprache hervor-gebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon: ein Ge-dicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führt. Die Materie sonderte sich von selbst in drei Theile ab, woraus der Dichter so viele Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß, in dem zweiten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr, als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der

spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Übersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Übersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind, als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus dem ganzen Gedicht sehen.*) —

Wozu hat sich nun also unser Übersetzer die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in hexametrische Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

---

*) Die Proben sind hier weggelassen, da diese Übersetzung längst vergessen ist. N.

Aber hat er die Antwort auf die Frage niemals bei dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben; denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the wordling
Seems a creature unable of recreation and pleasure
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborener Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten mag es noch hingehen: denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache sie ist, auslachen kann — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus (denn so heißt unser hexametrischer Übersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung sieht) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der

erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter und Sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einigen zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Englischen einzuführen.*) Unter den prosodischen Regeln, die er dabei beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen, wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweite Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwei verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt steht ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter

*) An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz* a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a Pastoral etc. London 1737. 8vo.

hätten. Erlauben Sie mir, zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgil, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtniß habe:

Sicilian Muses, to a strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy
Groves if we sing of, those groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondous series of things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturn's sceptre returning.
Now is a new progeny sent down from lofty Olympus;
The Babe's Birth only through whom, over Earth universal
This iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucine favour! etc.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaaße in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die

zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdrängen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von besserer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer, eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publikum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlorenen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die inneren Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es Anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein, ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metrum selbst nichts Vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehen.

Umsonst würden also auch bei uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Die Verfasser des

Messias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrod wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmt), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bei dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilligt? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk *) bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist

*) Cissides und Paches, in drei Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin 1759.

wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einen so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickter Maler etwas Leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandtem Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Gesange die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehr. Als:

Wenn, vom Ocean gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer

Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt.
So &c.

Oder:

Und vom Geschrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw'
Und Tieger, und manch wüthend Thier ins Netz
Der schreinden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz, wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen!

Ein und vierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch: eine der fruchtbarsten Federn unserer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweiten und dritten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine

einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekommt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen, wo man will: man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Kalender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werkes überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein großer Liebhaber des Neuen,

des Selbsterfundenen; er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner, glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet; und was sagt Pope dazu?

„Diese ängstliche Eintheilung seiner Schäfergedichte in Monate, hatte ihn gezwungen, die nämliche Beschreibung entweder in drei Monaten nach einander, mit veränderten Worten, zu wiederholen, oder, wenn sie das erste Mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen: woher es denn kommt, daß einige von seinen Eklogen (als zum Exempel die sechste, achte und zehnte) sich durch nichts, als ihre Titel unterscheiden. Und wie kann es anders seyn, da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine jede Jahreszeit, also auch einen jeden Monat,

mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen könnte?"*) —

Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Übersetzer von Popens sämmtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen. Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Ekel, mutatis mutandis, heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben! er, der Andere mit der allerunglaublichsten Freiheit ausschreibt? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anderes, als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig Anderen halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo

*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into months has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together, or when it was exhausted before, entyrely to omit it: whence it comes to paſs, that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lettüre zu wiederholen, als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bei solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bei seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabei dachte, wieder vergessen.

Ich komme also zum dritten Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur.

Ein pathetischeres Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bei ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.

„Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, einen Irrthum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!“ (S. 291.)

Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anderes sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November:

„Uns beide, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schließen; zugleich sollte in einem Seufzer unser Athem entfliehen.“ (S. 241.)

Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keins das andere überleben will. Aber sagen dessenungeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anderes? Ihnen zufolge

wünscht Herr Dusch, daß keins von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keins das andere überleben möge. Denn nur alsdann, wenn man das Unglück hat, einäugig zu werden, beweint ein Auge den Verlust des andern. Und auch vor diesem Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber sind freilich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tucoecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.

„Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entgegen zu setzen, und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben fällt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Ähren der Felder." (S. 66.)

Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wann der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar, das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn

so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ungefähr weiß, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, Aequinoctium autumnale, geben, und sagt:

„Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß. (S. 112.)

Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgil gemacht, die Herr Dusch selbst angeführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschieht es denn nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilt? Ich denke, es geschieht immer; die Sonne mag stehen, wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet, und die andere nicht; und sie theilt sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbrisjam dividet orbem. *)

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsterniß getheilt ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilt, als unter demselben: alsdann haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgil's Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Dusch seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldigt ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt: **)

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt;

---

*) Georg. lib. I. v. 209.

**) Georg. lib. IV. v. 426.

allein ich weiß auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. —

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemälde öfter mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers steht. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte.

„Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben," war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traume befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier also ist er; und wann wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.

Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch

eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt." — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne

„ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegen kehrten; andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche, und malten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen. Alle Theile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammengefügt; und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil aufhörte, oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied wurde hier vermißt, und kein Zierrath war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen."

Das nenne ich eine Beschreibung! Ich führe sie deßwegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keinen einzigen überflüssigen Zierrath hat, in dessen Ganzem eine bewundernswürdige Einfalt herrscht; nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf.

„Das ganze Gebäude ruhete auf korinthischen Säulen."

Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuern Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblikken: alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an:

„Jener Schwarm in verschiedenen Trachten,

deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen, und unterreden sich zum Theil ganz leise, zum Theil durch Räthsel. — Ihre Lehre war nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt überblieben."

Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu:

„Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournet's Archaeolog. philos. in der Amsterdammer Ausgabe seiner Theorie der Erde; Reimmann's Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit, und anderen zusammensuchen."

Vortrefflich! Man muß sie aus denen zusammensuchen, die sie zusammengesucht haben. Und wer ist Bournet? Wann hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein besserer Haufe, fährt der Genius fort, ist der, den du dort in griechischer Kleidung siehst." Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der

philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halbwahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Sekten, und einzelnen Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendium einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertigt. Er spricht fein: lächerlich! und sogleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht:

„Eine dunkele geheimnißvolle Lehre, die lächerlichste unter allen." (S. 179.)

Oder vom Aristoteles:

„Eben so lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an." (S. 180.)

Oder an einem andern Orte vom Epikur:

„Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können." — (S. 274.)

O, mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen, ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weis machen, wenn Sie unter andern ausrufen:

„O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offen-

barsten Irrthümer gewinnen noch einmal Beifall: und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrthum des Chrysippus oder des Epikurus in eine neuere bessere Tracht."

Was Sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ungefähr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beide eben dasselbe; oder jeder etwas anderes? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in anderen Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E.: er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neueren Weltweisen zu reden kommt, nichts richtiger; so wie ihn Herr Dusch auch nicht genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco:

„Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntniß der Natur bemühten, und die Wissenschaften ins

Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreffliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht, und groß genug ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen geboren zu haben, und in seinem Schooß die erste Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen rc." (S. 188.) —

Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet: so sagt er zweimal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deßwegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kommt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig, in den seltsamsten Raritätskasten zu gucken.

„Zwei mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer, rc."

Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch sogar die Bild-

säulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden: der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf Deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten hinein.

„Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!“ —

Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; jetzt geht die Sonne daran auf, und jetzt unter; jetzt scheinen die Sterne, jetzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altars vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen ꝛc.: das sind die inneren Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach.

„Indem eröffneten zwei mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. Merke auf, sagte mein Führer zu mir, und betrachte!“ —

Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich:

„Entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken: Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle ꝛc.“

Und abermals repräsentirt sich:

„Die schönste Gegend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt.“

Und abermals repräsentiren sich:

„Eine unzählbare Menge von Stauden.“

Und abermals repräsentiren sich:

„Theils Pflanzen, theils lebendige Geschöpfe.“

Und abermals repräsentiren sich — O, verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs soll daher Ihnen selbst überlassen seyn!“

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil

„eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, an den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt.“ —

Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kommt noch eine Gestalt dazu;

„Schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge."

Und noch eine dritte:

„Ein bejahrter Mann geht ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das Bleimaaß trägt."

Und eine vierte:

„Zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius ein vollgeschriebenes Buch."

Diese dreie warfen sich vor den Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederknieete. — Hier endlich thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem ekeln Collegium für beide schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen.

„Wer sind diese, die hier anbeten? — Jene blühende Gestalt, sagte der Genius, ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch der Natur vor, und beide führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert. Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen erklang." —

Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nichts Neues erfinden, sondern uns

nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolgt eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruheten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben, wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorn an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feierlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Dusch halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beidem etwas, und ungefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches

moralisches Lehrgedicht zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden, noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Ökonomie erfordern!

Acht und vierzigster Brief.

Sie sollen befriedigt werden! — Die großen Lobsprüche, welche der Nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizt. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentlichen Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des sel. Hrn. Prof. Schlegel) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der Nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen;

Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satyre über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der Nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758 angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag, noch an eine gewisse Länge der einzelnen Stücke gebunden. Diese Freiheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben, bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können, rc.

Das ganze 1758ste Jahr besteht aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genannt.*) Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser ver-

---

*) Der Nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig, 3 Alphab. 12 Bogen.

gebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Styl und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfasser jetzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der Nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbrittanien übernahm, und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heißt Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deßwegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszusetzen. Ein besonderes Schicksal habe ihn genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweites Vaterland, welchem er ohnedies, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beigetragen habe. — Hierauf beschreibt er, mit den eigenen Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Aufsehers, und sagt:

„Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten und ruhigen Privat-

lebens nicht verlassen, und in Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben würde: so habe ich mich entschlossen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat."

Auf zwei Punkte verspricht er dabei seinen Fleiß besonders zu wenden: auf die Erziehung der Jugend nämlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beides, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat er in die Geschichte seiner eigenen Erziehung gebracht, welche das 46ste und die folgenden Stücke einnimmt.

Was der Nordische Aufseher zum Besten der unstudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ungefähr auf sechs oder sieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preist er z. E. in dem vierten und siebenten Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusatze:

„Ich kann nicht schließen, ohne zur Ehre dieser

Werke, und zur Ehrefrem der Sprachen, zu wünschen, daß sie mit allen anderen vortrefflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden Übersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand, und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles zu sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht wie Lodde unter uns übersetzt." —

In dem dreizehnten Stücke redet er von Young's Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt:

„Er ist ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhaben ist, sondern auch unter den Menschen am nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenzt ꝛc. Nach der Offenbarung, setzte er hinzu, kenne ich fast kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken." —

Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des Bischofs Buttler's *) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumont's **) moralische Schriften; des Hrn. Basedow †) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau ††) Freund

---

*) Stück 9 und 22. **) Stück 21.

†) Stück 24. 29. ††) Stück 34. 36. 38. 40.

des Menschen; und ein sehr wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn. Tullin.*)

Dieses letzte Gedicht führt den Titel: Ein Maitag. Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unseren meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Übersetzung daraus anführt, sind so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutschen jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Übrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt ist; der Du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erschaffen hast, Du bist alles, und alles in Dir, überall sieht man Deinen Fußstapfen“ — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern Deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser seyn? O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen. — —

---

*) Stück 52.

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er ist beinahe Du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude die, welche in dem Dunste und Staube verschlossener Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam lauern! ꝛc.“

Neun und vierzigster Brief.

Der Nordische Aufseher behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal: denn; aber sehen Sie selbst, wie bündig sein denn ist.

„Denn, sagt er, ein Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem Namen Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich

nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Übereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen Andere, und wird eine solche Übereinstimmung für nothwendig und schön erklärt: so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott seyn, oder man müßte leugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stände." —

Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anderes bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion: ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, der kein Christ ist; in dem Beweise aber: ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bei den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeigt, stehen bleibt; hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von der einen dieser Personen wahr sey, auch von der andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fechterstreich noch weiter treibt? Aus folgender Schil-

derung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar.

„Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er ein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können, rc." —

Aber mit Erlaubniß: diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion; er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deßwegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deßwegen darüber spotten? muß er ihre Vertheidiger deßwegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in Eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterei! Und nun betrachten Sie seinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt.

„Allein, sagt er, wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten: so könnte doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet; und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen?" —

Abermals die nämliche Sophisterei! Denn ist man denn schon ein Christ (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, ein Wohlgefallen der Gottheit an unseren Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meine, es gehört noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bei Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewe=

gungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne, und fragt nur: was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kommt es denn bei unseren Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort:

„Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, ꝛc.“

Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion

unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus, und ihr Hauptzweck ist, denn rechtschaffenen Mann zu höheren Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höheren Einsichten können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die anderen Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höheren Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der Nordische Aufseher diese Behauptung: „wer kein Christ sey, könne auch kein ehrlicher Mann seyn;" mit unseren Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kommt ihr noch lange nicht bei. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen, will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten?

und warum enthält er sich des Wortes Glauben, auf welches alles dabei ankommt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von dem XXVsten nämlich, in welchem der Verfasser bestimmen will,

„welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken, die beste sey?"

Er nimmt deren drei an.

„Die erste, sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freiere Empfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch diese Art, von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unserer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art, fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten er=

heben sie sich zu einer Bewunderung Gottes, rc. — Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu Einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen."

Und diese letzte Art, über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen anderen vorzieht. Aber was hat er uns damit Neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas Neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art, über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem solchen Stande

in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art, über Gott zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bei der kalten Spekulation geht die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung: eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Die Spekulation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutlichen Begriffe, die ich mir durch die Spekulation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhören, und ich mich bloß, ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr dieser Theile alsdann sind, je genauer sie harmoniren; je vollkommener der Gegenstand ist, desto größer wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit; denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen

kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art, über Gott zu denken an,

„daß, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde."

Und dieses kommt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bei ihm nur der Übergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt:

„Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe und, daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter seyn!"

Keine einzige neue Wahrheit. Die Wahrheit läßt sich nicht so in den Taumel unserer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatischen und enthusiastischen

Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metaphysische Art, über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilt, daß er unter andern auch sagt:

„Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein Kopf, und nicht bloß die Methode, dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufmuntern.“

Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unserer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind," sagt der Nordische Aufseher zu Anfange des XX. Stücks, „so oft sie wiederholt und in so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: so wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüssig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterließen, und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu zu seyn scheinen könnte: so würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bei den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung, als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten, und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner Hut seyn werde." —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er Unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner

Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdann würde er freilich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freiere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzelnen Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubt. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerlei zu halten. Er weiß, daß viele bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viele gemeinnützige, oder doch solche, die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die mora-

lischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheint sich der Nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisirt geradezu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwei zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen ließe, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabei gehabt habe. Das eine (im XLIII. Stücke) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweite (im LIV. Stücke) ist eine satyrische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen Nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem Nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug, er ist schön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch ausschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit deßjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke ge-

schrieben zu haben scheint. Sein Styl ist der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deßwegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner jetzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Jetzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der Nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdrießen lassen. Der Aufseher will in dem zweiten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit Anderer zu empfinden, reden, und fängt an:

„Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner persönlichen und häuslichen Vortheile eingeschränkt bleibt, und unfähig zur Empfindung anderer Glückseligkeiten ist, die nicht aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenschaften, oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kommt mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat." —

Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. —

„Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht dieselbe, so zu sagen, nur im Kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, mannigfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären sie gar nicht in der Natur; und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewundert vorübergehen! Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel wenig Gestirne; und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf der Erde! Wenn andere Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tausend große und herrliche Gegenstände auf einmal und ohne Verwirrung übersehen, und mit einem Blicke in dieser Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende Wiesen und einen weit gestreckten Wald entdecken, so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen Füßen aufwachsen, und selbst von diesen bleiben ihm mannigfaltige Reizungen verborgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; ganze

Gebirge verlieren sich in seinen Augen in Hügel; stolze Palläste bei einem gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie unvollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von der Größe, Ordnung und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannigfaltigkeit und Kunst bei ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechselungen seyn, und wie unglücklich ist der nicht, wenn er nicht mehr errathen, als sehen, und seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit seinen Freuden zu geizen wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwenderisch seyn mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Überflusse neue Reizungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken." —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort:

„Eben so ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc.“ — Und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?

Ein und funfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der Nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben, die eine auf die Geburt (Stück LIX.), die andere auf das Leiden des Erlösers (Stück XV.), und die dritte auf den Geburtstag des Königs (Stück XVIII.), von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit, zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die

kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beiden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied (Stück XVI.) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel Sonderliches zu sagen. Es ist so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Object. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,

Die Wahrheit seyn wird
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest, und sprachest
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.
Dieser Endlichkeit Loos,
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh'!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach.

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt, welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt, in welcher Überzeugung er mich mehr bestärkt: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters

Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während des Lesens, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe; muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott! Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!

Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!

Mit heiligem Schauer
Fühl' ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen und rauschen,
Ist der Ewige!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmer verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!
Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts, als eine künstliche Prosa, in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Komposition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmaaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Har=

monie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Kollision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhört: wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals dankt? — Ja; ich wollte noch weiter gehen, und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viele Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheint. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen: besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prose zu Statten kommt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viele Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte, *rc.*

Das einzige Stück des Nordischen Auffe-

hers, welches in die Kritik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merkt der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose, noch in der Poesie vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweist dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiener und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er:

„Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und was derselben nahe kommt, mit der meisten Feinheit, und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen. Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr; und wenn sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poe-

tischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen." —

Er kommt hier auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählt er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammengesetzt sind.

„Es ist," sagt er, „der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im gemeinen Leben: ein gottesvergessener Mensch. Warum sollen wir also den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?" —

Das zweite Mittel besteht in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. —

„Aber nicht allein die Wahl guter Wörter," fährt der Verfasser fort, „und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedene von den anscheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wörter der Perioden und die Ordnung derselben, der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht

genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort seyn sollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter andern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein: dessenungeachtet, könnte die schönste Stelle verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjection nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach fing den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schließen Sie aus dieser Stelle, wie viele feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unseren Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen, es mit allem Fleiße zu studiren. Es würde jeder alsdann wohl von

selbst finden, wann und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eigenen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigene Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Wörter sind eben deßwegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affekte, zuerst beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Deklamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affekte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correkten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakspeare zu kennen.

Zwei und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen kein Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftigen Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascov zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten

gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Überhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle Anderen, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihres Gleichen gewiß verdrängt sind. Ich bedaure daher

oft den mühsamen Fleiß dieser letzteren; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauer's bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süße Überzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlaßt hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genannt. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaisers Richard kennen müssen. Jetzt hat er uns eine Portugiesische Geschichte geliefert.*)

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie Neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischt werden? Kaum verlohnt es sich der Mühe, Ihnen von dem

*) George Christian Gebauer's Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks bis auf die jetzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Beläge und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig 1759. In Quart, an drei Alphabet.

Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden ist.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzelnen Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte. Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigen Art, in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen ꝛc. —

O, ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die Portugiesische Historie kamen, bei der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian am längsten, am liebsten verweilt. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Person beizuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comet zu widerrathen schienen, am Johannistage 1578 unter Segel; setzte das Heer bei Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf

diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassar-quivir mit dem feindlichen Heere des Muley Mulocco zur Schlacht. Sebastian und seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicheres Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-Sebastiane aufstanden, als Spanien bereits das Königreich Portugall an sich gerissen hatte? Die ersten drei waren offenbare Betrüger, und erhielten ihren verdienten Lohn.

„Der vierte hingegen, welcher im Jahre 1598 in Venedig zum Vorschein kam," sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen."*) —

Unser Verfasser stellt eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kommt hierbei, sagt er, auf zwei Fragen an:

„ob der Tod des Königs Sebastian dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln; und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejahet werden, ob

---

*) Seite 19 des zweiten Theils kann man die Erzählung nachschlagen. N.

jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine große Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Sebastian bei Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweite zugleich entschieden. Aber, leider! kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kennbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm **Gebauer** sehr wohl darauf antworten:

„Es war wohl nichts natürlicher, als dieser Beifall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den übrigen geringeren Gefangenen annoch verborgen seyn, allemal zuträglicher sey, daß man auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt, oder sonst weiter nachgespüret werde."

Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden: der von der Wahlstatt aufgehobene Körper sey nicht der wahre Körper des Sebastian, sondern der Körper eines Schweizers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich da auch keine Spur des Betruges? Keine; und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen, peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgericht, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gericht läßt ihn drei ganze Jahre sitzen, kann in drei ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennt es? Eigentlich nichts: es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiet zu räumen. Binnen acht Tagen!

„Das sieht, sagt unser Historicus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und von da in die weite Welt laufen läßt." —

Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Offat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drei vorhergehenden Betrügern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ!

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleinen Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so interessant sie auch bei ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er sich überall als den bele

senſten, als den ſorgfältigſten und unparteiiſchſten Mann zeigt.

„Als den unparteiiſchſten? Was könnte einen Deutſchen auch wohl bewegen, in einer Portugieſiſchen Geſchichte parteiiſch zu ſeyn?“ — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß ſich ein Mann, der parteiiſch ſeyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er iſt immer geneigt, ſich geradezu zu erklären, und urtheilt da allezeit ſelbſt, wo er bloß ſeine Leſer ſollte urtheilen laſſen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugieſiſchen Geſchichte gar nichts vorkomme, wobei ein Deutſcher, aus dieſem oder jenem Vorurtheile, ſollte es auch nur die Liebe zu ſeinem Volke ſeyn, zur Parteilichkeit gereizt werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des Zweiten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schifffahrt redet, gedenkt er des bekannten Martin Beheim, der ihm ſehr erſprießliche Dienſte dabei geleiſtet habe. Nun wiſſen Sie, was verſchiedene patriotiſche Gelehrte von dieſem Nürnbergiſchen Geſchlechte behaupten wollen, daß nämlich Er der erſte wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen ſey. Sie ſtützen ſich dabei vornehmlich auf die Zeugniſſe des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verſtehen, daß Beheim dem Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieſer ſagt mit aus-

drücklichen Worten,*) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge aus einer Seekarte des Beheim habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beitritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands etc. Triumph ruft, daß seine Landsleute nicht allein die Druckerei und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dessenungeachtet unser Historicus hiervon sagt:**)

„Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,***)

---

*) Hujus freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium praefecti, fretum esse negabant, et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat, quia, ut fertur, ut charta marina adunctatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero, cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Museo adseruabat. *Benzonus de India Occidentali*, Tom. IV. *Americae Theodori de Bry*.

**) Erster Band, S. 124. in der Anmerkung.

***) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices guarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut ut Hispani dictitant, ab Alphonso

dieses aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu seyn. Wenn Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chronik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der Congo entdecket hat) über die Äquinoctial-Linie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zu gesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen: mag daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach Amerika gekommen. Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer, Wagenseil, Stüven und Doppelmayer angezogen, sprechen davon nichts; und die größte Schwierigkeit finde ich in der anno 1492 von Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayer hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern, Christophoro Columbo und Ferdinando Magellan, ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen können." — —

Und an einem andern Orte*) fügt er noch dieses hinzu:

Sanchez de Helma nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam Occidentalem etc. *Geographiae et Hydograph. Reform.* Lib. III. cap. 22. p. 93.

*) Erster Band, S. 139.

„Columbus hat also die neue Welt, Vespucius aber das eigentliche Amerika entdeckt, oder doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutschen, die wir sonst recht große Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem Martin Beheims Verdienste hier nicht zulangen wollen, und müssen diese Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen; es wäre denn, daß wir dieses für unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte Theil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo oder Americus ist nichts anderes, als der gute deutsche Name Emrich; und Amerika folglich so viel als Emrichsland."

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparteilichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibt. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dessenungeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot.

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des jetzt regierenden Königs von Portugall, Johann dem Fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt:

„König Johann der Vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete sich vor euch; allein ich, der ich Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht vor euch: und werde euch nicht lieben, als in so

fern euch eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet." —

In einer Note aber fügt er Folgendes hinzu:

„Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, deren ich hierbei gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der Widerrufung des berühmten Edikts von Nantes gehandelt, und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux, Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen, fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel, seine Sünden zu tilgen, sey, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sey so weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich herausgelassen habe: er wolle zufrieden seyn, daß eine seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerei dadurch könne ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von Ruvigni, Heinrich, der bei der hernach entstandenen Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlangt, daß er mit seinem Hause das Königreich hat verlassen und sich nach England begeben dürfen. Hi-

stoire de l'Edit de Nantes, par Benoit, T. III. P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem irländischen und spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. Eben dieser Herr soll dem Könige Ludwig XIV. die Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edikt gegeben, Ludwig XIII. solches erhalten, er selber es bestätigt habe, und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des Königlichen Raths gebrochen werde; worauf der König soll geantwortet haben: Mon grand Père vous aimoit, mon Père vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. Mein Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete euch; aber ich, ich fürchte euch nicht, und liebe euch nicht. Wobei unten die geschriebenen Mémoires des Bischofs von Agen angezogen werden, und der lateinische Vers beigefügt wird:

Vos delexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

Es wäre doch was Sonderliches, wenn zwei so große Könige einerlei Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König Ludwig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edikts von Nantes gesprochen haben, in welcher Zeit König Johannes von Portugall noch nicht geboren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben,

was König Ludwig in Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bei reiferer Überlegung wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und seine Großen, als auf König Ludwig und seine Hugenotten schicke. Es braucht also dies einen bessern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den französischen Scribenten nicht ungewöhnlich ist, bei einem artigen Einfall über die historische Wahrheit wegzuschreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den lateinischen Vers nicht gebraucht, viel weniger gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweisthümer davon in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind. rc."

Ich bin im Stande, einen Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historikus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beide aus Einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nämlich, was ich von Heinrich dem Vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edits faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son prédecesseur leur

avoit toujours tenu parole, il leur respondit: *c'est autre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas: mais moi je vous aime et ne vous crains pas.* Diese Stelle steht unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweiten Theile seiner denkwürdigen Reden beigefügt und übersetzt hat. Was erhellt aber unwidersprechlich daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der Vierte sagte: mein Vorfahr fürchtete euch, und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht; und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — keins von beiden zu thun; und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand, ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludwig XIII. einfältig genug war, sich sowohl vor allem, als vor nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bei weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielt hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des großen Heinrichs nicht sollte gelesen haben?

Drei und funfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bei seinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ungefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebastian folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bei seinem Tode nicht in der äußersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmsten, und wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historikus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugall gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheint aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen Durchlauchtigsten Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unparteiischen Nachwelt gekannt zu werden verdient. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Sainctonge beschrieben;

und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter seyn. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdigt haben, wenn sie sich nicht, gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmanns rühmte, der alle Achtung verdient. Sie versichert nämlich, sich der Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo bedient zu haben.*) Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreuesten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennt Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der bloßen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die

*) Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Mémoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de *Sainctonge*. In Duodez.

Frau von Sainctonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilt, an und für sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit anderen unverdächtigen Zeugnissen streitet: was kann ein Historikus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe Verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese oder jene Stelle bei unserm Gebauer berichtigen, oder in ein größeres Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Parteilichkeit der Frau von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bei ihr außer Zweifel. Ihr zufolge hatte sein Vater, der Herzog Ludwig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich, angetraut gewesen sey. (S. 81.) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Afrika, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzogs Ludwig gehalten habe. (S. 26.) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludwig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreizehn Jahre von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludwig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben

ein; aber diese Einsetzung beweist für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Kardinals Heinrich sagt, beweist ihre unbedachtsame Parteilichkeit noch mehr. Der Kardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt sie es also nicht dabei? Warum läßt sie uns, außer dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippe trouva le sécret de l'empêcher de languir. (S. 31. 32.) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrich, und ließ ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genannt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Frau von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das, worin man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt,

und die Herr Gebauer bei folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können.

„In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Tercera, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sey nicht erschlagen, sondern entkommen, und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des Königs Heinrich Tod, und seine Erhebung denen auf Tercera wissen ließ, waren sie dessen wohl zufrieden; und ob sie gleich durch ihre Abgeordneten des Antonii Niederlage bei Alcantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angeborenen König beständig, zumal da Cyprian von Figueredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bei diesen Gedanken erhielt, und Petrus Valdes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war." *) — Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit, sehr concis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Frau von Sainctonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figueredo gefolgt seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle anderen Scri-

---

*) Seite 4, 5. des zweiten Bandes.

benten. Sie nennt ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,*) Gouverneur auf Tercera, und hatte sich für den Antonio erklärt, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gome, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich fürs erste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes, oder wie ihn die Frau von Sainctonge ohne Zweifel nicht so richtig nennt, Balde, war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweiter

*) S. 60 und 3.

Versuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheint von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Sainctonge aber erzählt Folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nämlich eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeint, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwei entkommen, die sich in ein Paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwei hätten loosen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müssen. (S. 75. 76.)

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhaf=

ter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn; und führt dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worin er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauer muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugall verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Frau von Sainctonge zufolge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das Enkhuysische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweiten Reise nach England brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während der Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Sainctonge erzählt uns einen merkwürdigen Umstand davon, den

sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert.

„Die Königin Elisabeth," sagt sie, „lud ihn auf das inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that es also, und ward auf eine sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine große Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen, und schickte sie ihm, bis auf die Höhe von Salisbury, entgegen, mit dem Vermelden, daß er sich von der großen Schäferin des Landes allen möglichen Beistand zu versprechen habe. In allen Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger, als für einen seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen." —

Dieser sein zweiter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1090. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem Vierten einen nachdrücklichen Beistand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht befestigt genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr

1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle versichern ließ, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er ging also nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß, wenn er bei seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabei lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald darauf folgte. Hier lag Antonio dem Könige sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beizuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach, es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war bereits ernannt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wollte. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzählt die Frau von Sainctonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauer dienen, bei dem man, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufge-

halten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrich IV. jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genug war, ihn bloß deßwegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen?

Das Besonderste, was ich sonst bei der Frau von Sainctonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt sie ein Liebesabenteuer, welches Don Ludwig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheirathet, kann keine andere seyn, als die Prinzessin von Monteleone, mit der er sich, zufolge der Histoire généalogique de la Maison Royale de France, verbunden hat: wobei es mich aber wundert, daß sie die Frau von Sainctonge schlechtweg une Dame Italienne nennt, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erweckt. Damals muß sich Don Ludwig auch dem spanischen Gehorsam noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater, dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Sainctonge auch meldet, daß er ein Capuciner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe.

Drei und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie fürs erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nämlich, und, wie man sagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser, als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können.

„Die Tragödie, sagt er, ist dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen."

Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney,

ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen: in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,*) *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηστον*; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι, και τῳ βιῳ των πολλων*, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

Οὐκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
Ἀλλ᾽ ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdann, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeinten edlen Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan

*) Plutarch.

seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben;*) und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, daß sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmaaßes, des Styls, des Vortrags ertheilt haben. Alles, was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, besteht in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wieland in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard IV. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tower gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges Mal, zwischen

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften. Vierten Bandes zweites Stück, S. 785.

dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekommt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehreren und wesentlicheren Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil zieht.

— — Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedies eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire. Man höre nur!

— Was gut, was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn

Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn,
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold;
Er bat um Weisheit, und er ward erhört.
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allem ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie.

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimt sich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben

Verhältniß seines größern oder geringern Interesse, fortgehen. Man muß die Beschreibung von dem Triumph Alexanders von le Brun nicht mit den beiden Soldaten anfangen, die ein Gefäß tragen. Pausanias hätte folglich in dem zweiten Gemälde gleich Anfangs von der Gruppe reden sollen, in welcher Ulyß vorkommt. Dies ist die Haupthandlung, welche selbst durch die Überschrift seiner Beschreibung: Ulyssens Hinabsteigung zur Unterwelt, angedeutet wird. Man würde dem Polygnotus Unrecht thun, wenn man die Unordnung des Pausanias auf seine Rechnung schreiben wollte; das Alterthum beweist uns, daß malerische Vertheilung von jeher eine bekannte Sache war.

Bei dem allen aber muß man doch dem Pausanias auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und einräumen, daß die Geschichte und Gebräuche jener entfernten Zeiten, wovon er uns unterrichtet, beträchtlichere und interessantere Gegenstände sind, als die einzelnen Umstände und Erfordernisse einer Kunst.

Auch muß man, zum Verständniß dieser Gemälde, sich erinnern, daß sie immer noch etwas von der Kindheit der Malerei an sich haben mußten. Polygnotus lebte, nach dem Plinius, vor der neunzigsten Olympiade. Und ein Beweis, daß damals die Malerei noch von jenem Gipfel der Vollkommenheit entfernt war, den sie zur Zeit Alexanders des Großen erreichte, ist das Beischreiben aller der Namen, womit diese beiden Gemälde scheinen

versehen gewesen zu seyn; jeder Person war ihr Name beigesetzt. Vielleicht hat Polygnotus selbst in der Folge diesen Fehler verbessert; wenigstens geschieht dieses übeln Gebrauchs bei den übrigen Gemälden nicht Erwähnung, welche Plinius diesem Künstler beilegt. Der Fehler war auch nicht ihm allein, sondern seinem Zeitalter eigen: und vielleicht hat er das Verdienst, ihn verbessert zu haben.

Was man indeß an diesen beiden Gemälden mit Recht aussetzen könnte, wäre vielmehr eine zu große Menge einzelner Handlungen, die sich mit dem Totaleindruck einer malerischen Composition nicht zu vertragen scheinen. Je einfacher und leichter diese ist, desto deutlicher und einleuchtender ist sie. Polygnotus verlor jedoch seinen Hauptgegenstand nicht aus den Augen; und ungeachtet der Menge von Dingen, die er behandelte, wußte er doch die beiden historischen Hauptvorfälle, die er zur Absicht hatte, sehr gut darzustellen. — — Wenn man die beiden Gemälde zu Delphi einzeln durchgeht, so erkennt man darin einen Künstler von noch größerm Umfange des Geistes und der Einsicht, als ihn Pausanias selbst darstellt. Höchstens ließe sich vermuthen, daß es diesen Gemälden an einer gewissen Harmonie des Colorits und der Composition gefehlt habe, daß in ihnen vielleicht zu viel Monotonie herrschte, und daß in Ansehung der einzelnen Theile, des Effekts und der Zusammenstellung der Gruppen Manches hätte besser seyn können. Zugleich aber muß man

annehmen, daß die Zeichnung jeder Figur schön, edel, und im Einzelnen mannigfaltig gewesen sey. — —

Schon im sechsten Bande *) der Mémoires de l'Académie des Inscriptions findet sich eine Abhandlung des Abts Gedoyn, deren Überschrift die Erläuterung dieser nämlichen beiden Gemälde verspricht, obgleich in der Abhandlung selbst nur noch die Beschreibung des ersten enthalten ist. Der Text des Pausanias wird darin übersetzt, und mit historischen und philologischen Anmerkungen begleitet. Graf Caylus, dessen Schrift beide Gemälde betrifft, betrachtet sie bloß aus dem Gesichtspunkte der Kunst. Beide Gemälde hat er nach der davon gefaßten und erläuterten Idee von le Lorrain zeichnen und in Kupfer stechen lassen. Auf diese Abbildungen beziehen sich die von ihm über jedes Gemälde gegebenen Erläuterungen und Kunstbemerkungen, worin er dem Texte des Pausanias allmälig folgt.

Freilich aber ist unter diesen Bemerkungen keine, welche die Perspektive beträfe. Auch konnten die großen Schwierigkeiten, welche sich Lessing in Ansehung derselben mit Recht dachte, dem Grafen nicht auffallen, da er sich die Figuren nicht über, sondern mehr neben einander, und die Fläche also nicht bergan steigend fortlaufend dachte. So ganz scheint dies nun zwar den Andeutungen des Pau-

*) Und im neunten Bande der Amsterd. Octav-Ausgabe, S. 72.

sanias, seinem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω, u. s. f. nicht gemäß zu seyn. Aber diese Andeutungen bleiben immer doch noch so schwankend, und dem gewöhnlichen Verfahren der antiken Künstler, auf ihren Gemälden und Basreliefs die Figuren gruppenweise neben einander in die Länge hin zu vertheilen, scheint die Art, wie sich Caylus das Gemälde von der Einschiffung des Menelaus dachte, sehr entsprechend. Und da durch diese Vorstellungsart wenigstens viele von den Schwierigkeiten, die in der Lessing'schen ganz unleugbar sind, wegfallen; so wird man doch wohl lieber dem Polygnotus zutrauen wollen, daß er durch dieses Hülfsmittel jenen Schwierigkeiten ausgewichen sey, als daß er etwas so ganz Widersinniges und Unperspektivisches gemalt habe. Bei dem allen ist das von Caylus gedachte und entworfene Gemälde doch sicherlich nicht ganz das Gemälde des Polygnotus.

Aus der sonderbaren Art, womit sich Klotz ausdrückte, mußte übrigens Lessing nothwendig vermuthen, Caylus habe nur Eins derselben „gleichsam neu wieder geschaffen." Sie sind aber, wie gesagt, hier beide nach seiner Idee abgebildet, und glücklicher möchten sie sich wohl schwerlich denken und anordnen lassen.

III.

Zum neunten Briefe.

(S. 47.)

Wenn Lessing den Künstlern des Alterthums die Kenntniß und Anwendung der Perspektive absprach, und Klotz hingegen, der darin dem Sallier, Caylus, Algarotti und anderen Vorgängern folgte, sie ihnen beilegte: so war Mißverstand über den Umfang des Begriffes von der Perspektive der vornehmste Grund der ganzen Streitigkeit. Lessing hat seine Meinung darüber, und die nöthige Einschränkung seines absprechenden Urtheils, in diesem neunten Briefe hinlänglich und scharfsinnig genug aus einander gesetzt; und bei diesen Bestimmungen seines Urtheils sind die von Klotz vorgebrachten Einwürfe so wenig treffend, wie die von ihm dagegen angeführten Beispiele von Münzen, auf welchen er perspektivische Zeichnung von einer Art fand, deren Kenntniß wohl Niemand den Alten absprechen wird, und die auch Lessing ihnen nicht absprach, nämlich von der bloßen Linienperspektive.

In seinem Beitrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen, beruft er sich S. 185, um zu beweisen, daß die alten Künstler die Regeln der Perspektive verstanden haben, auf die im Gepräge einiger Münzen vorkommenden Vor-

stellungen von Gebäuden. Sehr unbestimmt sagt er, daß die rechte Perspektive freilich selten sey; „allein," fährt er fort, „ich kann doch einige Münzen anführen, auf welchen sie gut beobachtet ist." Lessing mochte sich nicht einmal die Mühe nehmen, diese Münzen nachzusehen. Die meisten sind aus Gesner's Sammlung von römischen Kaisermünzen nachgewiesen, und diese habe ich mir die Mühe genommen, nachzuschlagen.

Zum Beweise, daß das, was er die rechte Perspektive nennt, auf einigen Münzen gut beobachtet sey, citirt er zuerst aus dieser Sammlung Taf. XVIII. Nr. 16. Aber diese Nachweisung ist falsch. Die bei dieser Nummer zurückgewiesene Nr. 23. auf der sechzehnten Tafel hatte nichts Perspektivisches. — XCI. 34. hat freilich ein kleines auf einem Felsen errichtetes Haus, von zwei Seiten vorgestellt, aber durchaus nicht mit irgend einer Anwendung dessen, was rechte Perspektive heißen könnte. — CXXXIII. 9. 10. sind Abbildungen von gegen einander stehenden Tempeln, völlig von eben der Art. — CLXXXIII. 20. gehört kaum hierher, und ließe sich eher als Beispiel des Unperspektivischen anführen.

Von der Geschicklichkeit der Alten in der Degradation des Plans nach dem Augenpunkte führt er aus eben diesem Münzwerke CXLII. 24. 25. an. Auch diese Münzen haben nichts, als die gemeinste Linienperspektive, um das Innere eines im ganzen

Umfange dargestellten Gebäudes von oben hinein zu zeigen. Und diese Kenntniß den Alten abzusprechen, fiel den Bestreitern der Perspektive in den Kunstwerken des Alterthums wohl nie ein.

Sodann setzt Klotz hinzu, die gewöhnlichste Perspektive der Alten sey die von uns sogenannte Militärperspektive von oben herein; und verweist dabei zuerst auf den Gesner, Taf. V. Nr. 10. Die Vorstellung ist ein länglich-rundes Gebäude, woran nichts Perspektivisches ist, als daß oben das ganze oval gezeichnet, folglich ein Theil der Hinterseite gezeigt, und die Vorderseite gehörig abgerundet ist. Bei X. 22. ist eben dies, aber noch weit weniger, der Fall; und so auch XXI. 8, in der Abbildung einer Rennbahn; LX. 19. in der Vorstellung eines Amphitheaters; und LXXVI. 29. 30. sind Naumachie und Tempel völlig von gleicher Art.

Endlich giebt er noch die Nachweisung eines, wie er sagt, artigen Beispiels der Perspektive von unten heran, aus eben dem Geßnerischen Thesaurus, LXXIX. 30. Es ist nichts weiter, als eine Abbildung der Brücke Trajan's, wo der Bogen unten nicht nur gewölbt, sondern zugleich ein Theil der Unterlage dem Auge sichtbar gemacht ist.

Man sieht also, wie sehr Lessing Recht hatte, wenn er in diesen vorgeblichen Gegenbeweisen nichts Beweisendes zu finden hoffte. Auch der Begriff der Militärperspektive war, wie Lessing zeigt, von Klotz ganz irrig gefaßt; und man dürfte dreist

behaupten, daß die Künstler, vollends die Maler des Alterthums, so gut wie gar keine Perspektive gekannt hätten, wenn ihnen nur diese Art derselben bekannt gewesen wäre. Und Lessing hat Recht, daß, den Alten in dem Sinne Perspektive absprechen wollen, wo sie nichts weiter ist, als Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unseren Augen zeigen, wahrer Unsinn seyn würde.

Nachtrag zum neunten Briefe.

Über die vom Pausanias beschriebenen beiden Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi sagt auch Hr. Füeßlin in seinen Vorlesungen über die Malerei:*) „es lasse sich aus jener Beschreibung schließen, daß in diesen Gemälden, als ein Ganzes betrachtet, völlig das gefehlt haben müsse, was wir jetzt Komposition nennen. Denn Pausanias fange seine Beschreibung an dem Einen Ende des Gemäldes an, und beschließe sie an dem andern Ende; eine widersinnige Verfahrungsart, wofern man annehmen wollte, daß eine Gruppe in der Mitte des Gemäldes, oder eine Hauptfigur, der die übrigen in gewissem Grade untergeordnet gewesen wären, das Auge auf sich gezogen habe. Und eben

*) Übers. S. 24.

zuschließen für gut befunden: als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrok kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündigt den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bei dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — — — — —
— — — — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O, meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mirs wäre,
Bei dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Gescheh'! ꝛc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe legte dem sterbenden Könige pathetischere Worte in den Mund:

— — — — Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the yoke of *Rome*,
And rake thy painful servant to thy mercy!

Northumberland und Suffolk beschließen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß, wegen ihrer schleunigen Verbindung, beibringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste, und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrok sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmälig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembrok geräth in Wuth, beschuldigt ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges,

verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrok. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrok dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führt seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweiten Aufzug anfüllt. Hier ist es, wo er dem Engländer das Meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrok und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache und führt den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrok soll abgeführt werden; aber Guilford kommt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte

Pembrok ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eigenen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kommt Pembrok auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bei der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrok fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) hereintritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhigt sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen, und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kommt dazu; sie jammert; Guilford tobt, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drei, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilt. Zu ihm kommt Pembrok. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bei der

Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne. Er eilt also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrok begiebt sich zu seinem Guilford. Jetzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrok kommt, und ihnen seine fröhliche Botschaft bringt. Nur einen Augenblick glänzt ihnen dieser Strahl der Hoffnung. Gardiner erscheint, und bekräftigt zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beide zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführt. Die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste. Johanna besteigt es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphirt; Pembrok verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrok herausgerissen, und die letzten drei Aufzüge in fünf ausgedehnt, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beiden letzten, die Handlung ungemein schläfrig

geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehobnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrok, ach! mein Freund,
Mein Pembrok selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrok hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenkt, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkommt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrok des Rowe, dem der deutsche Dichter in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Hrn. Dusch geflossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus
Ad partes.

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freimüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Übersetzungen; und Übersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

— — Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst. Ja, man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisiren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden theilhaft. — Zwar von diesen seinen Streitbüchern sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter, als seine Übersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Übersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen, nicht sowohl aus dem Englischen, als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden, wenn man sie recht be-

nennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande.*) —

„Aber wo steht denn da etwas von Herrn Dusch? Sie werden sich irren!" — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dick; und scheint mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatirt zu seyn! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren, als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführt wird, nicht bündig genug scheint; — hier ist ein anderer!

„Der Jugend besser fortzuhelfen," sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr Martin seinem lateinischen Texte eine engländische Übersetzung beigesetzt hat, habe ich eine eigene deutsche Übersetzung unternommen." —

Aus dieser eigenen deutschen Übersetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so: — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe**) eine Stelle

---

*) Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritischen und ökonomischen Erklärungen Hrn. Dr. Johann Martins, Lehrers der Botanik zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Übersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig 1759. gr. 8. 2 Alph. 6 Bogen.

**) S. oben Seite 99.

aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte?

„Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß."

Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwei Zeilen des Virgil sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum; und ich weiß selbst nicht, aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Übersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand:

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafs gleich gemacht, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilt hat."

O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen, Herr Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwei verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Übersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Hrn. Dusch!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatz noch einmal wiederholt

haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt. Genug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nämlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat,

hat er das medium orbem richtig übersetzt, ob es gleich auch hier Ruäus falsch versteht, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellt, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merkt bei dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sagt: die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bei der Übersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten:

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat,"

noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares etc.

Und was ist hier dies und dort die? Beides, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehrern Zahl genommen, da er übersetzt:

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht?"

Die Wage macht die Tage gleich? ꝛc. — Welcher Unsinn! Wann ist denn bei Herrn Dusch in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht ꝛc. Ist denn das nicht ganz etwas anderes? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können.

„Bei den alten Römern, sagt Martin, endigte sich der Genitiv der fünften Declination in es: also war Dies eben das, was wir jetzt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich

aber habe, auf Glauben des Aulus Gellius, Dies dafür gesetzt. Er sagt nämlich: diejenigen, die Virgil's eigenes Manuscript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postrema longinqua dies confecerit aetas.

Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*; quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Caesellius ait, scriptum inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites verò daturos illius dies poenas.* Quocirca factum hercle est, ut facile iis credam, qui scripserunt idiographum librum Virgilii se inspexisse, in quo ita scriptum est:

Libra dies somnique pares ubi fecerit horas;

id est: *Libra diei somnique.*" — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Hr. Dusch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Rr hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bei der Anmerkung, noch bei der Übersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein Voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte, eben so gut hätte er ihn ja auch bei dem hauserat medium orbem vergessen können,

wenn er nicht, bei meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon:

„Ich theile sie dem Publikum mit, weil ich glaube, daß sie manchem, sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.*) —

Sie glauben nicht, wie sehr des Hrn. Dusch anderes Ich, oder sein kritischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen D. formalisirt hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bei Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter, muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neueren Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel. Virgil

---

*) S. die Einleitung, die in den Litteraturbriefen mit D. unterzeichnet ist.

redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beiden Polen, und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus: und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Dusch nicht deutlich genug; denn er übersetzt:

„Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes, unter ihren Füßen." —

Die Manes unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füßen. — Der Übersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi,

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben

Sie auf die ganze Übersetzung daraus schließen zu können? „Daß sie elend ist!" — Übereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erklärt, aus zwei oder drei Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nachdem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu Statten kommen. Und Sie müssen sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie sich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt Herr Dusch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht würde gethan haben." —

Gut! Aber mußte sich diese Sklaverei gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Übersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekommt, als: den leichten Lageos, der einst deine Füße versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho **

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nämlichen Worte reif begeht Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:
Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, et tunc *mollissima vina*. ***

Und Herr Dusch übersetzt: Feire der großen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird: dann sind die Lämmer fett; dann ist der Wein am reifsten. — Wann ist der Wein am reifsten? Das ist: wann giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O, mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! —

gegenwärtig in Berlin befindet. Es ist Hr. ** aus Leipzig, der von dort weggehen müssen, und gern in Berlin unterkommen möchte. Ich habe ihn an ** rekommandirt; aber es scheint, daß ** entweder nichts kann oder nichts will für ihn thun. Hören Sie also, was ich von Ihnen verlange. Hr. Eberhard ist unser guter Freund; bitten Sie diesen, in meinem Namen, daß er bei dem Minister Horst diesem Manne irgend eine kleine Accisebedienung in der Provinz verschaffe.[1]) Ich sollte meinen, daß dieses etwas sehr Leichtes seyn müßte. ** ist ein geborener preußischer Unterthan; sollte er nicht eben so viel verdienen, als ein — — Franzose? — Oder wissen Sie, lieber Nicolai, sonst etwa einen Rath? Der Mann versteht sich auf den Wollenhandel, und wie ich gehört habe, gut. Könnte ihn Moses nicht etwa bei einer dortigen Wollenfabrik anbringen? Indeß bitte ich Sie, ihm, **, auf meine Rechnung, zwei oder drei Louisd'or zu geben, und ihm solche nebst beiliegendem Briefe zustellen zu lassen. Er logirt im schwarzen Adler, der Post gegenüber. — Wenn ich Ihnen sage, daß mir der Mann sehr nahe geht, so weiß ich, werden Sie Ihr Bestes thun.

Haben Sie schon gelesen, wie verächtlich Klotz von den antiquarischen Briefen in seiner Zeitung urtheilt? Aus dieser Recension soll man schließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und

gar nicht wahr wären. Er besteht z. E. darauf, daß Marcus Tuscher ein Steinschneider gewesen, weil es Füeßli, Gulianelli und Gori sagen. Aber wenn es noch zwanzig solche Herren in i sagten: so ist es doch nicht wahr. Denn sie haben es alle dem Mariette nachgeschrieben, welcher es sich hat weiß machen lassen. Nattern, der so lange mit Tuschern gelebt hat, in Rom und Dänemark, ist hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuscher ein Steinschneider war, so mag er uns seine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recension anmerkte, daß ein Mann, wie Klotz, der die Skribenten nicht verspottet, sondern brandmarkt, und die infamirendsten Personalitäten von ihnen in die Welt schreibt, alles Recht verloren hat, sich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beschweren. Dieser Styl hat anzüglich seyn sollen, und muß es seyn, wenn man die Welt wegen eines solchen Windbeutels desabusiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich so bald von seiner Spur nicht will abbringen lassen, er mag auch noch so viel Seitensprünge versuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, so verlohnte es sich ja wohl der Mühe, seine Fehler zu verbessern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit sonst gelehrten Leuten gemein, und diese sind es, bei welchen ich mich in

dem zweiten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht sagen kann, daß sie eine bloß persönliche Zankschrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, sobald er die Briefe erhalten, an mich geschrieben. Er ist es selbst, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borghesischen Fechters in den Göttingischen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun selbst, daß er seine Meinung anders hätte ausdrücken sollen, und daß er auf keine Weise hätte sagen müssen, daß ich diese Statue mit einer zu Florenz verwechselte. Er verspricht mir sogar, dieses nächstens zu widerrufen. Seine Meinung ist bloß, daß meine Deutung des Borghesischen Fechters noch eher auf den Miles Veles zu Florenz passen würde, als auf jenen. Und das ist freilich etwas ganz anderes, als er in den Anzeigen gesagt zu haben schien.

Ich werde an dem zweiten Theile der Briefe anfangen, sobald ich mit meinem Catalog und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen seyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreise noch damit fertig zu werden, die auf den Februar festgesetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopstock versprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu besuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Absicht, die für seinen Ruhm eine zweite Messiade werden kann, wenn sie ihm gelingt. [2]) Aber dieses Räthsel muß zur Zeit noch unter unseren Freunden bleiben, so Räthsel, als es ist. Ich denke

zwar, ich habe Ihnen in Leipzig schon etwas davon gesagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen seiner Wälder zu sehen bekomme, so soll es mir lieb seyn. Denn sonst dürfte ich sie wohl so bald nicht zu lesen erhalten. Ich denke, in Rom andere Arbeit vor mir zu finden; und ich erlasse Sie daher Ihres Versprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unseres Vaterlandes nachzusenden.

Vor vierzehn Tagen war der Kammerrath Heineken hier; er besuchte mich, und von ihm hörte ich zuerst, daß es mit Klotzens Berufung nach Dresden nichts seyn könnte. Er sagte mir aber dabei, daß Hagedorn dessen großer Freund sey. Ich darf also nicht hoffen, daß dieser mit den antiquarischen Briefen sehr zufrieden seyn wird.[3])

Leben Sie wohl! Meine Empfehlung an Moses und Ramler: wenigstens werde ich Beiden noch einmal schreiben, ehe ich von hier abreise.

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Es wurden Schritte deßhalb gethan; aber sie konnten den Umständen nach nicht von Wirkung seyn.

2) Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichstein, Röm. Kais. Gesandten in Kopenhagen, die Hoffnung geschöpft, Kaiser Joseph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichsten deut=

schen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutsche Gelehrsamkeit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und Hamburg sehr große Hoffnungen. Sie wurden freilich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geschöpft haben, wenn man Kaiser Joseph's wahre Gesinnung über Gelehrsamkeit, und den Zustand der Litteratur in Wien unter Maria Theresia, recht gekannt hätte.

3) Heineken war gegen den Herrn v. Hagedorn sehr widrig gesinnt, und brachte auch Lessingen widrige Gesinnungen gegen ihn bei, da er ihn sonst hochschätzte. Hagedorn hielt anfänglich etwas von Klotz; seine Meinung änderte sich aber, da er ihn besser kennen lernte; seine Hochachtung für Lessing blieb unverändert. Seine Briefe an mich können es bezeugen. Man sehe unten meine Anmerkungen zum Briefe Nr. 43.

35.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 8. Novbr. 1768.

Liebster Freund,

Ihr Freund ** dauert mich von Herzen. Aber noch sehe ich wenigstens keine gewisse Hoffnung, ihm zu helfen. Hr. Eberhard muß jetzt in Hamburg seyn, wohin er (doch sub rosa) den jungen Herrn von der Horst in die dortige Handlungsakademie gebracht hat. Vermuthlich hat er Sie besucht. Ich dächte, es wäre nicht übel, wenn der junge Herr

von der Horst deßhalb an seinen Vater oder sonst jemand schriebe. Wenn Hr. Eberhard zurückkommt, wollen wir alles mögliche thun. Hr. Moses will sich wegen einer Wollenfabrik umsehen, hat aber auch wenig Hoffnung.

Klotz soll über die antiquarischen Briefe ganz außer sich seyn. Mir hat er in einem Briefe nach Leipzig alle Freundschaft aufgesagt, und zugleich einige Briefe von Abbt an ihn, die er mir einmal communicirt hatte, wieder gefordert. Da ich ihm nicht gleich antwortete, so erhielt ich vorigen Freitag einen Brief von ihm, worin er auf eine lächerliche Weise drohet, mich zu verklagen. Ich habe ihm am Sonntage die Abbt'schen Briefe geschickt, und ihm einen Brief dazu geschrieben, den er nicht ans Fenster stecken wird, ungeachtet ich gar nicht heftig schrieb, sondern ihm bei kaltem Blute alle die Verachtung bezeigte, die er verdient. Er wird vermuthlich Stellen aus den Abbt'schen Briefen drucken lassen, worin theils Komplimente für ihn, theils einige Schäkereien über die theologischen Artikel in der allgemeinen deutschen Bibliothek befindlich sind. Das mag er thun; nur mag er sie nicht verfälschen (wie er sonst gethan hat): denn ich habe Kopien zurück behalten.

Klotz ist also bitterböse! Gleichwohl erhalte ich gestern über Leipzig einen Brief ohne Ort und Datum, bloß v. N. unterschrieben. Dieser sogenannte v. N. schreibt: Er sey derjenige, der Klotzen und

Burmann versöhnt habe, er wolle auch mich und ihn versöhnen, denn Klotz wolle meine Briefe an ihn drucken lassen, und dies würde mir doch nicht angenehm seyn, 2c. Das Lustigste ist, daß dieser sogenannte Vermittler keine Adresse giebt, durch die man allenfalls an ihn schreiben könnte, sondern bloß verlangt, ich möchte Klotzen zuerst die Hand bieten: denn so weit er ihn kennte, würde er es nicht thun. Das heißt also auf Deutsch, ich soll Klotzen ganz unterthänig bitten, daß er mir nicht Grobheiten sagen soll. Man braucht eben keine hellen Augen zu haben, um zu sehen, daß der Hr. Geheime Rath selbst diesen Brief veranlaßt hat. Ich werde darauf nichts weiter thun, als in der allg. deutsch. Bibl. den Ungenannten citiren, daß er eine Adresse gebe,[1]) wenn er eine Antwort haben wolle; dann will ich ihm schon antworten.

Klotz hat eine Stelle aus einem Briefe an ihn von mir drucken lassen. Darüber werde ich mich in der Vorrede zu der allg. d. Biblioth. VIII. Bandes 2. Stück, erklären, und ich hoffe, es kann mir bei vernünftigen Leuten kein Nachtheil daraus erwachsen, daß ich mit diesem Manne korrespondirt, und daß er einigen sehr geringen Antheil an der deutschen Bibliothek gehabt hat. Vielleicht lasse ich auch etwas aus seiner Korrespondenz an mich abdrucken, das ihm eben nicht zur Ehre gereichen wird.[2])

Ein gewisser Mann schreibt mir: „Mich wundert sehr, daß sich Lessing so viele Mühe giebt,

Klotzens unrichtige Citationen zu berichtigen; das ganze Geheimniß ist, daß Klotz von einem meiner Freunde ein Christen nachgeschriebenes Collegium de Gemmis geliehen hat, das er jetzt nicht wiedergeben will. Aus diesem Kollegio hat er viel Gelehrsamkeit geschöpft, und auch viel Citationen; daß diese aber in einem nachgeschriebenen Kollegio nicht richtig waren, ist eben kein Wunder!" Was dünkt Ihnen zu dieser Anekdote? Wenigstens, wenn Sie könnten von jemand, der Christ's Zuhörer gewesen, ein nachgeschriebenes Kollegium bekommen, so würden Sie vielleicht sehen können, wo der Hr. Geheime Rath noch einige fremde Federn her habe. Und der elende Mensch verachtet doch Christen bei aller Gelegenheit.

Ich freue mich sehr, daß Hr. Heyne so redlich seinen Fehler zurücknimmt, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn er, wie ich gewiß glaube, Wort hält, und ihn öffentlich widerruft: auch Klotzens wegen, der in seiner Recension der antiquarischen Briefe that, als ob der in den Göttingischen Anzeigen gezeigte Fehler eine unumstößliche Wahrheit wäre.

Auf das Räthsel von Klopstock's Herrmann bin ich äußerst begierig. Sie haben mir wirklich in Leipzig beim Spazierengehen ums Thor etwas davon gesagt; aber was Sie mir da sagten, scheint mir noch nicht so gar wichtige Folgen haben zu können.

abgeschmackten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer Männer, wie sie jetzt geschrieben werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, dergleichen bei den Griechen vor dem Herodotus waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch viel weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist dieses, meiner Meinung nach, auch das vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts weiß, die historischen Beweise, auf welche sich die christliche Religion stützet, nicht begreifen kann." —

Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem Vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Kritik so stark getrieben, und in den neueren Zeiten hingegen so sehr vernachlässigt worden.

„Die Kritik," sagt er, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genähret. Denn es ist kein Übel in der Welt, das nicht etwas Gutes veranlassen sollte. Indem man nämlich von dem Sinne der Schrift, von der Übereinstimmung der Alten, von ächten und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte, und nur derjenige von den Kir-

chenscribenten aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Alterthums gehörig umgesehen hatte: so durchsuchte man aufs genaueste alle Bibliotheken. Der König von England, Jacobus, selbst, und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und des Staats, gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten vielleicht ein wenig nur allzu sehr ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege ausbrachen, und nach so viel vergossenem Blute die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrei nichts ausgerichtet werde, so bekamen, nach wiederhergestelltem Frieden, sehr Viele vor diesem Theile der Gelehrsamkeit einen Ekel. Und nun fing sich ein neuer Periodus mit den Wissenschaften an; indem in Italien Galiläus, in England Baco, Harväus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassendus, und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern entgegen zu setzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene treffliche Erinnerungen oder Gedanken den Menschen Hoffnung machten, die Natur vermittelst der mathematischen Wissenschaften näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersuchen, worin es, wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird, und woher es kommt, daß die Schüler so großer Männer, ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch nichts Besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu. Ich will

nur dieses Einzige anmerken, daß seit dieser Zeit das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren, sorgfältig enthalten, theils damit sie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es auf geschehene Dinge ankommt, von der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist, und nur durch sie gründliche Untersuchungen sich von einem seichten Geschwätze unterscheiden. Damit also dieses Übel nicht weiter um sich fresse, kann man die Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sey." —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii lebten, so nöthig war; wie viel nöthiger wird sie jetzt seyn, jetzt, da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrten, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen?*)

*) Seitdem die kritischen Werke eines Michaelis, Griesbach, Eichhorn u. a. erschienen sind, ist den deutschen Gottesgelehrten dieser Vorwurf nicht mehr zu machen. N.

Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden seyn, die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von dem Plato und Aristoteles nicht anders, als von ein Paar elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen urtheilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdient Bewunderung. Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen, können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen seyn, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennt, finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archimedes und Apollonius versteht, der wird die Erfindungen der allergrößten Neueren sparsamer bewundern."

Gewiß, die Kritik auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterei, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden

ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Contrast macht mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses und jenes grundgelehrten Weltforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden, z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war unstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studirte. Er hält sich stark darüber auf: Saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae et historiae; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cuper, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilt wird, viel Nützliches und nicht selten auch Ange-

nehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bei den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführt, und von einigen die Tochter des Jupiter, von anderen die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von anderen die Seugamme des Apollo genannt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehrt worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria, habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwei Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit, gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirrt, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Νου* und *Αληθειας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beinamen *Νους* geführt habe. (Wenn Sie Kühn's Ausgabe des Älianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Älian nicht von zwei Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Νου*, und nach Anderen die Aufschrift *Αληθειας* geführt habe.) Die Betrachtung endlich, die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellt, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit; Quodsi jam admiscere vellem hisce

profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Judaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eum male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, et ita Detum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent etc. Ich würde auf eine natürliche Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehrt haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstrakte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll, so erwarte ich nur einen Wink.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweite verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer

andern und höhern Sphäre gezeigt. In der tragischen.*) Und mit Ehren.

„Was?“ — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren —

„Was? Ein Witzling, der den Geist der anakreontischen Gedichte besitzt, sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz: Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall, und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann.“ —

„Man sollte glauben,“ fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beiden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens — **)

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herr Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unseres scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bei dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu sehen, und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schließen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden, und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

---

*) Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig 1759.

**) S. Dusch vermischte Schriften, S. 46.

In dem Vorberichte klagt Herr Weiße — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hochschätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen an tragischem Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden.

„Aber ein unglückliches Schicksal," sagt er, hat bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeigt, was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren haben." —

Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beiden ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darin mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freigeist zu versprechen geschienen. —

„Andere," fährt Herr Weiße fort, „lassen, wir wissen nicht, aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbeifliehen; sie schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens über-

häufen, oder sie sich in andere Sorgen vertheilen." —

Ich kann nicht sagen, wer diese Andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes, als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreißigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wann kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen, und es so selten sind.

„Noch Anderen, heißt es weiter, fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft gesehen, und kennen die dramatische Dichtkunst bloß aus dem Aristoteles und Hedelin." —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein

neuer französischer Schriftsteller*) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt:

„Eigentlich zu reden," sagt er, „giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzig tausend Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus war mit drei hundert und sechzig Säulen, und mit drei tausend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenschaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen, durch die große Anzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben: es findet sich in seinem Charakter etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren: welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Per-

*) Diderot, in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

sonen an einem finstern Orte zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unseren Talenten abhangen soll?" —

So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen? Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussieht, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was

können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein Paar Monaten Wäschermädchen war rc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentanten auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch so bald keine Änderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weiße heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweite war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten, übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer, freie Hand zu haben hoffte, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatte. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bei dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können.

„Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Gefängniß, in das Schloß zu Barkley, brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freiem Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammigen Graben genommen

worden, den Bart putzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeigt hatte, so konnte er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen, und zu erkennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sey. Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwei Ströme von heißen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen."

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bei dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß aller der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringen Person.

„Eine Bäuerin," erzählt er, „schickte ihren Mann zu ihren Ältern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag, mit zerstreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes, und sagte unter Vergießung von Thränen, und mit einer Aktion, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: Ach! als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße dich zum Tode trügen?"

Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darin suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darin, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nämlichen Umständen das nämliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt,

auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn war überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königs, Edmund, Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders, als mit List beikommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache

ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahrt werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwei Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betrügen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung. Endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht. Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines

Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmund mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ungefähr in die Gedanken schießen. Die Ökonomie ist die gewöhnliche Ökonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdrucks und der Wendung, nichts Geringeres, als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja, Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edlen haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bei der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwert gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;

Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach, und Freunde für ihn baten:
Ich werd' jetzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär' ich ohne dich, so wär' ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unseres Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachläſſigt, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes; die Sprache ist das Colorit; und man bleibt ohne dieses nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben. So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat die Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang' er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — Nein; sprich, so lang' er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang' er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freiheit und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang' er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfechte;
So lang' er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein sobald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht;
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte;
Daß man den König nicht der Freiheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglücksel'gen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will).

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl' in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

Hundert und zweiter Brief.

Der zweite Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freimüthigkeit aufnehmen würde. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann

Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritterakad.*) Nun? werden Sie sagen: das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O, Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig possierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltenen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unseren Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Cha-

*) Soröe 1760, in groß Octav, 5 Bogen.

rakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünscht aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da, so einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er steht hinter mir, und zeigt mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidigt habe?

„Alle Kenner," stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der jetzigen Gelehrsamkeit der Deutschen wissen die Verdienste des Herrn Hofpredigers Cramer. Der Verfasser der nach dem Boussuetschen Muster fortgesetzten Weltgeschichte; der neueste und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer; der geistliche Redner, der in unseren Tagen kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu lesen verlangt; der Übersetzer des Chrysostomus, welcher seinem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert

hat; derjenige, dem wir die beste Übersetzung der Davidischen Psalmen in gebundener Schreibart zu danken haben; der Verfasser des Schutzgeistes; derjenige, der an dem Jüngling, den Bremischen Beiträgen, und darauf erfolgten vermischten Schriften, einen ansehnlichen Antheil genommen hat; endlich der Verfasser der meisten Stücke des Nordischen Aufsehers, sind nur — — ein einziger Mann, welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann ist!" —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beiden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen; er war auch einer von den hällischen Bemühern,*) dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unseren trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

*) Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks, eine sehr mittelmäßige periodische Schrift, kam zu Halle 1744 bis 1746 heraus. N.

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickt es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darin erhalten, die seine Unparteilichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramer, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buches zu thun sey, in welchem er gern wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe; eines Buches, das er gewissermaßen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Kritik bei weitem nicht so beleidigt, als ihn Herr Basedow beleidigt zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweiten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn Andere anderer Meinung sind, und er nicht immer den Beifall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebt. Diese

lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt.

„Die Selbstvertheidigung," sagt er, „wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Überdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bei der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben." —

Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affektiren wollen. Hätte er es aber affektiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdann thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! rc.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender, als ein Kind, verwirrt die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beide Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen.

„Ein poetisches Genie," sagt einer von den ersten, *) den ich eben vor mir liegen habe, „ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempt to subscribe to the opinion of Sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, that live within the compass of a thousand years,

*) Der Verfasser des Essays on the Writings and Genius of Pope, S. 111

for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born capable of making as great generals, or ministers of state, as them oft renowned in story."

Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennt unter seinen Landsleuten eigentlich nur drei Männer für Poeten, den Spenser, den Shakspeare, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der, unter so vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts, als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste, französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle différence entre le Versificateur et le Poëte! Cependant *ne croyez pas que je méprise*

le premier: son talent est rare; mais si vous faites du Versificateur un Apollon, le Poëte sera pour moi un Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue; jettez sur ses épaules la peau du lion de Nemée, et vous n'en ferez pas un Hercule. Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worin der Poet von dem Versificateur unterschieden ist, so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen Sie es erst aus unseren Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: *παρ' ἐμος ποκοσ οὐ κναπτεται.*

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genannt; und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genannt, und läßt (S. 9.) diese beiden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigenen Worte wären. Welch eine schamlose

Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beiworte sich leicht nichts Zweideutiges, nichts Ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidungswürdige beilegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so prahlt, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur.

„Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beifall zu finden, da er es ihm despotisch absprach, und nichts als die Vollkommenheit eines Versificateurs lassen wollte." —

Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerischen Oden (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeigt? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte

glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter:

„Ob desselben drei Oden, im ersten Theile des Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen sehen." —

Aus einzelnen Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw' aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen;
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn!

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab' ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret;

Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte, tief in Qual versunken,
Schon mehr als Einen Kelch getrunken.
Ach, wie ist die Hand so schwer!
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn!
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht, was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nannten Friedrichs Namen,
Und alle nannten ihn voll Dank.
Uns hat Jehovah sein Leben
In einer der gnädigsten Stunden gegeben.
Fleug unser Dank, fleug weit umher!
Er, der ihn gab, gedenke seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? Doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verläumder bin? Bald beweisen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerischen Oden sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortreff-

lichsten Versificateur genannt hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilt: Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit deßjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine. Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beispielen bestätigt. Aber mit wie vielen will er es noch bestätigt haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand. Also z. B.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst die,

welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen ꝛc."

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Übertretung der edelsten Pflichten ist bei ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viel nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, als der Patriot, unter einer dringenden Verbindlichkeit steht, für sichere und zuverlässige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen, und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern ꝛc."

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere. Z. B.

„So sorgfältig sich auch Ältern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer

ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder die angeborene Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so nothwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Überzeugung fähig sind: so ist es dennoch beinahe unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch **schmerzhafter** Mittel zu erreichen, ob es gleich eine eben so unleugbare Erfahrung bleibt, daß, nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder, einige der Züchtigung mehr, und andere derselben weniger bedürfen." — Oder:

„So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Vater schon in meiner frühesten Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste Wesen, tugendhaft zu seyn, in meine Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich, gleich Anderen, starke Reizungen und Versuchungen gehabt habe, diese Neigung mich bewahret hat: so fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich durch nichts beweisen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte, und durch sein Beispiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu

machen wünschen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen."

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theurung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuern müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschenere Wahrheiten mit aufgeblaseneren Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichere, daß sich dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mitte und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabei alle Ihre Gedanken zusammen: und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich," hebt das dreißigste Stück an, „in unseren Zeiten die Bestreitung und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es für diejenigen, welche sich nach ihren äußerlichen Umständen in die Gesellschaften der größern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu seyn, und die Gründe einzusehen, die einen vernünftigen Beifall

wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß seine Feinde, er muß ihre Stärke, ihre Waffen, und die Art wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es scheinet zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu seyn brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit annimmt: sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein wenn man diese Wissenschaft besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: so hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe unseres Verstandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; unsere Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunkelung sicherer; man ist vorbereiteter und geübter zu widerstehen, und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu widerstehen, welche die großen Grundsätze desselben angreifen, und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Überzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen

aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falsche in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: so wird er wider seinen Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung bestärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst halten? und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug schätzet, weil er sie nicht genug untersucht hat ꝛc."

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bißchen Gedanken weghaben; wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenten Theile seiner Worte eben so stark und schöner vorzutragen?

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schließt; wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt,

durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort für Wort zugezählt würden: ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Styl dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deßwegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?" Habe ich etwas anderes, als die strengste Wahrheit gesagt? Freilich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstyl; freilich predigen nicht alle seichten Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studirt haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nämlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt

haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis, gesagt haben: sein Styl sey der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten 2c. — Träumt Herr Basedow? O, so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadels ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt: in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit, als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabei zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe: und nur aufrichtig zu sagen, was

für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen anderen Schriften des Herrn Hofpredigers Cramer zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabei genannt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bei dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beiträgen und den vermischten Schrifen zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe; daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernt haben? Ob er sie in seinen Predigten hat, das weiß ich nicht; denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in feinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht seyn: es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen; oder er verkennt die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenleh-

wer hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündigt? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdann flocht, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, so gewaltig vernachlässigt ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammgesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bei ihm sind.

Unterdessen muß bei dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredsamkeit noch größere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.*) Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte; aber

---

*) Man sehe oben S. 133.

können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt?

„Ich gestehe es," sagt er, „einige große Schriftsteller, die mehr Demosthenisch, als Tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der Beredsamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert." —

Da haben wir's! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bei dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bei dem Tullius keins anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten, als die zweite Frage: Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern, und schweigen.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schießt! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der Nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiele mir deßwegen, weil darin von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonnirt werde. Aber nein; mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deßwegen mißfallen habe, „weil in demselben Einigen, die ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird." Ich erschrak, als ich diese Worte zum ersten Male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabei überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen.

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas

anderes bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweideutigkeit habe ich eine Sophisterei genannt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liest.

Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte;

„ist es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphysik ohne Fehler geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils aus der Zweideutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche Zweideutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um Andere zu verblenden; wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt; wer sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweideutigkeiten hartnäckig vertheidiget: der kann allemal ein großer und verehrungswürdiger Mann seyn, und dem kann man, ohne Lust an gelehrten Scheltworten, nicht Sophistereien und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja kein großer Mann von seinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben." —

Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier predigt. Er nennt gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind.

Wenn ein großer Mann eine Sophisterei begeht, und ich sage, daß er eine begangen hat; so habe ich das Kind bei seinem Namen genannt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deßwegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirrt, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterei, als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminirt, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er anglisirt in dieser Absicht das ganze Blatt; und

es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion."

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andere folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet."

„Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpflicher Witz über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend gelernten Katechismus seyn kann, den er nunmehr verachtet."

„Zweiter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist in hohem Grade schwach und unzuverlässig."

„Zweiter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kommt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes;

und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen."

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann seyn könnte. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der Nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt. Eine solche Venus kann nicht sagen: ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bei Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drei Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Wortes ein

Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennt: das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: das ist die zweite Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen kann; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen leugnet: das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drei Bedeutungen sollte das Wort: ein Mann ohne Religion, nicht haben. Allein, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Bösewicht darunter versteht, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis paßt. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andere folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu er-

füllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennt er doch als Türke, oder Jude rc. Pflichten gegen Gott, und trachtet, diese Pflichten zu erfüllen. In der zweiten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennt Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bei jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bei diesem hinlänglich sind: das ist hier die Frage nicht. Genug, jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennt? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel. Man setzt nämlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennt. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehrt, und in der nämlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nämlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den

Papst auf, die Pflicht nämlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anderes darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unserer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen. Also zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religionen überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Überzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft, und nicht bloß die Religion, absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffener Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffener Mann sey;

aber dennoch ist es wahr: er ist keiner. Allein er ist nicht deßwegen kein rechtschaffener Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein Mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinen Nächsten. Denn auch sogar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffener Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bei dem allen scheint es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht, in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet

über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nichts anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Ich wende mich zu dem zweiten Beweise.

„Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kommt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne sorgfältige Untersuchung, nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es; so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen." —

Das ist ein Beweis! und ein zweiter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätz auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von

ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis:

„Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte, noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann seyn könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt."

Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unseres Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nämlich: hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion, rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Basedow sagt selbst: es solle diesem Beweise der

zweite Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweite Zusatz?

„Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist in hohem Grade schwach und unzuverlässig."

Warum ist sie so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unseren Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen; so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffenen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: aber die Religion giebt uns noch mehr Gründe, unsere Leidenschaften zu bemeistern ꝛc. Das gebe ich zu.

Allein, habe ich damals schon erinnert, kommt es denn bei unseren Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit

mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Wenn Herr Basedow das nicht versteht, so kann ich ihm freilich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen, als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätz erregt Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch meint er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht?

„Der Herr Hofprediger," sagt er, „trägt im Nordischen Aufseher kein System vor, und hat die Absicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem Manne ohne Religion, einen solchen verstehe, der gar keine hat, oder nur denjenigen rc."

Kann man eine größere Absurdität sagen? Deßwegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meint Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweiten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne

alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblattes, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Mann ohne Religion, bloß einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel zieht. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas Falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen, muß ich mich freilich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

Hundert und siebenter Brief.

Herrn Cramer muß es also hier gegangen seyn, wie es allen geht, die ihre Gedanken unter der

Feder reif werden lassen. Man glaubt, eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen: indem man damit beschäftigt ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten: man dreht sich jetzt so, jetzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab, und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anderes beweiset, als man zu beweisen versprach: doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! Diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfte. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unseren guten Absichten bequemen will. Nicht will? O, sie wird müssen: wir verstehen uns aufs Beweisen.

„Denn," sagt Herr Cramer, „ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sie gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem

Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn."

Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — Denn er hält sie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das ist etwas anderes. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie ich mir helfe."

Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaffener Mann seyn? — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, jetzt zu wenig: wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durchbringe?" —

So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angränzende Wahrheit.

Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber, jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herren Basedow's:

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herrn Cramer hier gegangen seyn. Er versprach, etwas zu beweisen, wobei wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises bedarf. Ich aber, der ich mir dieses von Herrn Cramer nicht sogleich einbilden konnte, that ihm dabei Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nämlich: er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum: ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Dispüts kaum zu reden erlaubt ist.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweiten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstock, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund der Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück," sagt Herr Basedow, „von einer dreifachen Art über Gott zu denken, dessen Verfasser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf anderen Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung redet." —

Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurückfallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deßwegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik.

„Herr Klopstock," heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Kritikus sich demselben auch anstellt ꝛc." Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht ha-

ben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, geht.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie es glauben? Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden! Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art, über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das Denken nennt, was Andere Empfinden heißen. Das räumt Herr Basedow ein, und fragt bloß:

„Ob man denn über alte Dinge etwas Neues sagen müsse? Und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt habe, das Wort Denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde?"

Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestirt; als worin mein zweiter Einwurf bestand. Er sagt nämlich, daß man durch die dritte Art, über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was

wir dabei dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow?

„Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären."

Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzu deutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nämlich: „Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können." Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanne Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernst leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu Statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstock's Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus

seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde.“ Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie die folgende Strophe:

Jesus, Gott, wird wiederkommen.
Ach, laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt verschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen, dich zu sehn!
Dann setz' auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach' uns bereit
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.“

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? — Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? — Damit aber Herr Basedow und seines Gleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von

deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die, von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessing's schönen Fabeln urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden." Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Äsopischen Zahnschreier, Herrmann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren *) mit so vieler zujauch-

*) In Bodmer's neuen kritischen Briefen, welche 1749 zuerst herauskamen, war der launigt seyn sol-

zenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von anderen Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redete. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen: wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen, anstatt Pluderhosen, tragen wollen; wie die Gauchlinger rc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freimüthigen Nachrichten, in den Kritischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, letzten Male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Herrmann Axel noch lebt? daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Seine allzu gutwilligen Zuhörer hatten ihn und den Äsopus so oft zusammen genannt, bis er sich wirklich

---

lende Charakter eines Fabelmachers, unter diesem Namen, angeführt, und hernach mehrmals gebraucht worden. N.

für einen zweiten Patäkus (ὁς ἐφασκε την Αἰσωπου ψυχην ἐχειν) *) gehalten. Nun fiel Lessingen vor Kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und Verschiedenes wider die Axelsche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Herrmann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Lessingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessing's, von der Kunst, Fabeln zu verfertigen. **)

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist, als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen besteht. Jene sollen spöttische Parodieen auf Lessing's Fabeln

*) Plutarch, im Leben des Solon.

**) Zürich, 8.

seyn; und in diesen soll die Lessingische Theorie von den Fabeln mit Gründen bestritten werden. Herrmann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maître passé: er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Herrmann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritischen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, und zum vierten Male drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl, als jene seine wären; wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, und rief die Muse an, die den Äsopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bockssprüngen eine Gestalt

wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor, er kam gerade auf mich zu, und sagte: die Muse hört dich nicht; sie ist jetzo beschäftigt, einem Poeten beizustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt. Ich will statt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen, und diene den Poeten und Malern nicht selten bei ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio; ich bin jener Geist

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir im Älian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbrett niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften, soll uns eine Handlung seyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabei keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu derselben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen nicht; es ist genug an unserer

Absicht. Nur laßt uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben, mit dem Es war einmal — Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du hast genug an den allgemeinen bekannten, und diese magst du erhöhen, so weit du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du willst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um die Naturgeschichte darin zu studiren."

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen; aber es werden wohl Stoppische seyn. Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische, sondern Lessingische. In diesen letzten Tagen ist Lessing den Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern, und unter die scientifische Demonstration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen."

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Herametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit dem Plunder, versetzte er; den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht

die Fabel Anmuth? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trocken; mehr verlangt unser Lehrer nicht: gute Prose." —

„Entschuldige dich denn mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel; du wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, der das thut." —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln."

Wie gefällt Ihnen das! Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahre 1749, als sie uns die Gedichte des Paters Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bei ihnen in sehr großem Ansehn.*) Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in den abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte

*) S. Bodmer's neue kritische Briefe, den XLII. und XLIII. Brief. N.

er auch deutschen Dichtern die vortrefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt, und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen hatte;" der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt

Klein, wie Theilchen des Lichts ungesehen schwärmten;
— wie sie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaubernde Zeit schwatzend beflügelten."

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit.

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein

ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen; er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt jetzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bei ihm? Nein. Die Muse nur ist bei ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweizern

noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— — — — — — — — —

Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehn nach, zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache! „Laß uns," muß Capriccio sagen, „im Älian und Suidas und Antonius Liberalis jagen." Was will Herrmann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammengestoppelt habe. Es ist wahr, er führt sie in seinem Verzeichnisse an; allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger, als seine Fabeln darin enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel bezieht, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen,

wenn uns Lessing diese kleinen gelehrten Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Älian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit, sie zu brauchen, sehen: zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn, als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil versteht; denn sehr oft ist die Bereitschaft, diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders, und es würden tausend Andere, wenn sie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nämlichen Disposition, ihn zu bemerken, gewesen wären, das Nämliche erfunden haben. Unterdessen kommt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche Lessing anführt, dergleichen Anlässe sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel:

Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. — Kurz darauf sagte Juno

zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst. Iris ging. — In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend! — Göttin, sagte Iris, ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät. — „Zu spät? sagte Juno. Wie so?“ — Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt. — „Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?“ — Zu Furien.“

Diese Fabel ist die einzige, bei welcher Lessing den Suidas anführt. Und was steht im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beiname der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lessingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas, um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen.

Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß, diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo Lessing seinen alten Währsmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Herrmann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Klassikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Älian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer, als jene staubigen Compilatoren; allein dessenungeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten, zu bereichern. Denn dieses nennt das Publikum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt,

verborgene Schätze graben; und jenes, mit fremden Federn stolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verläumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarch, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage, zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bei dem Plutarch: ὅτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων τα μη κρεα, ἡδιστα ἐστι, και των ἰχθυων οἱ μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἱς ὁ Κατω ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν εὐαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν.

„Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht Fische sind: das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute diejenigen philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten befolgen, die in keinem ernsthaften philosophischen Tone

vorgetragen werden." — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna, der Poet, bat Cleander, den leckerhaften Esser, auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte: das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd seyn, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben, und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch, noch im Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung deine Phaeton, deine Verwandlungen, und deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu sei-

nem Nutzen verarbeitet! Was hat Axel hier hinzu erfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen: „der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist;" so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan, und er scheint mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht Lessing, sondern Axel selbst, ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen kritischen Briefe sein Probestück machen ließ und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen, der sich rühmte, er kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern verfaßt, und er hätte den Vers aus demselben behalten:

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte Folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugen.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen Eugen, der in dem Preußischen

Überfall sollte niedergerissen werden. Man war sehr bemühet, sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg lange stille; endlich fing er an: dieser Pallast ist mir so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche, und betheuerte, daß er's von dem Marmor herunter geschlagen hätte, von welchem der Pallast erbaut worden."

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? Σχολαστικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ' αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodirt, wenn er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat Lessing wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt, diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drei strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen könnte? Also fragte Juno die Botschafterin des Himmels. Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie waren schon vergeben; Mercurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will. Für Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, versetzte Iris, vollkommen strenge; alle dreie haben den geringsten Funken in ihren Herzen ersticket, alle dreie haben niemals einer Mannsperson gelächelt. Die Göttin machte große Augen, und versetzte: du hast mir diesmal einen schlechten Begriff von deinem Verstande gemacht, und deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange."

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? und das Kompliment, das Gellert hier bekommt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Klasse setzten!

So sehr unterdessen Herr Lessing von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiert zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht:

„Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce mediocre ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de rélever des défauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours la de critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il merite d'être enséveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public.“

Und wenn es ja wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Herrmann Axel niemand anders, als unser berühmter Bodmer sey: wie eitel kann er darauf seyn, diesen kritischen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben,

— — antiquo se includere ludo.

Drei hundert und zwei und dreißigster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italieni-

schen Dichter,*) ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erweckt. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführt zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Übersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeigt, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedene Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Übersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum Besten, nicht jetzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unseren Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns

*) Von J. N. Meinhard, zuerst gedruckt zu Braunschweig 1763. In drei Theilen wieder gedruckt mit dem Namen des Verfassers 1774. gr. 8. N.

die Kritik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaßen in Ansehn erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darin entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterscheidet, setzt der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalt sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmert. Ich sage zweideutig: denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern

und Hirten; unsere komischen Epopeen haben manche gute Bambocciade; aber wo sind unsere poetischen Raphael's; unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italienischen Dichter hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er sieht ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bei weitem mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kommt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bei dieser Gelegenheit entwirft, scheint dem ersten Ansehn nach ein Spiel des Witzes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen:

„Man kann bemerken," sagt er, „daß, je mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen sowohl, als ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die schwerste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark; er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er

ist im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beiden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftigt, und ihr Gehör durch einen musikalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte, begnügen können. Man hat in der That Poesien von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht, verstanden haben, die aber sehr gut klingen, und voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge!"

Der Verfasser bedient sich bei den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum der italienischen Dichtkunst zeigt, und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellt. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweite Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca, nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funf-

zehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die eben so scharfsinnig, als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Litteratur gewissermaßen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützigen Absichten nur allzu deutlich merkt.

„Man irrt sehr," sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem reißenden Strome, sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakspeare, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja sogar, ohne selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter macht, als ein armer Bäckerjunge, Verse, die einen großen Kunstrichter in Erstaunen setzen, und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. Überhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den

großen Geschmack der Künste besitzet. Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten Freigebigkeiten Ludwigs des Vierzehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine Tragödien nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genöthigt hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich zieht, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde, zu schreiben, zu sehr ausgebreitet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterscheiden, oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste, Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

Eine andere kleine Abschweifung unseres Verfas-

sers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Machiavel.

„Machiavel,“ sagt er, „ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen und zu unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Bibiena, ein Paar Komödien auf den Schauplatz, in denen der Witz des Moliere mit dem Humor und der komischen Stärke der Engländer vereinigt ist. Dieser Machiavel ist es außerdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccaz. Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, und beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen neueren Geschichten, die man den schönen historischen Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereinigt die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der Erzählung, mit dem Tiefsinn und der Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keins von seinen Werken macht ihm so viel Ehre, als die Discurse über den Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu, als die seinigen, bewundert, weil man den Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studirt hatte.“

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stük-

ken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das Meiste längst im Originale gelesen; und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Übersetzung eine Meisterhand zeigt, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzähligen kleinen Verbesserungen und Berichtigungen deßjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affektirt ist, compensirt hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten: ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor Kurzem, wie ich höre, hat er eine zweite Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werkes darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Übersetzung von Heinrich Home's Grundsätzen der Kritik*) zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Übersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unseren Übersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbe-

*) Leipzig, 2 Theile 1763. 8.

kannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

R. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte*) ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Herr Meinhard unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche, für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beiwort Petrarchischer ganz und gar nicht zukommt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreon, als der feierlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilien, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen, klaren, abstechenden Verschiedenheit neben einander stehen, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

---

*) Berlin 1764. 8.

Anhang.

Lessing's einzige Recension

in der

Bibliothek der schönen Wissenschaften.

(2ten Bandes 2tes Stück, S. 366.)

Die Idyllen Theokrit's, Moschus und Bion's, aus dem Griechischen übersetzt. Berlin 1757. in 8. 10 Bogen.

Eine Übersetzung aus dem Griechischen! Eine Übersetzung eines griechischen Dichters! Eine poetische Übersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unseren Lesern schwerlich auf einmal ankündigen. Allein wir müssen sie, leider! ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurück zu halten; und wenn sie es alsdann noch für gut finden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen; so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Übersetzer hat eine Einleitung vorgesetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darin von dem Leben der drei griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von der Schreibart der Idylle, von dem Sylbenmaaße der Idylle, von dem Charakter der drei Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bei den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Übersetzung selbst. Unter diesen Überschriften könnte viel Brauchbares, Schönes und Neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens werth sey, und

wollen also sogleich zu der Übersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müssen, daß sie größtentheils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bei dem Theokrit aufhalten können.

I. Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

Thyrsis.

Lieblich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge
Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Pan gebührt dir!
Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.
Wird die Ziege sein Lohn, so bekommst du die saugende Ziege;
Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket.

Der Ziegenhirte.

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,
Das von obern Felsen wiederschallend hinabrinnt.
Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen,

So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt,
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein Geschenke.

Gleich in der ersten Zeile ist aus dem Worte Murmeln, welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem und, deutlich zu ersehen, daß der Übersetzer die wahre Construktion verfehlt hat. Theokrit sagt:

Ἀδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, αἰπολε, τηνα,
Ἁ ποτι ταις παγαισι, μελισδεται.

D. i. Süß ist das Flistern, das von der Fichte, hier an den Quellen, lieblich ertönet. Diese Übersetzung rechtfertigt der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: ἡδυ μὲν το της πιτυος ψιθυρισμα ἐκεινης της παρα ταις πηγαις λιγυρως ἀδουτης. Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich flistern, und zwar an den Quellen, und nicht zu den Quellen. Der deutsche Übersetzer, den wir der Kürze halber Herr Lbk. nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Übersetzung verführen lassen, welcher die letzteren Worte durch quae ad fontes suaviter canit giebt. Wenn προς (dorisch ποτι) mit dem Dativo, zu bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107. Verse dieses ersten Idylls haben.

Ὡδε καλον βομβευντι ποτι σμανεσσι μελισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre

Körbe summen. (Auch in dieser Zeile hat Herr Lbk. die Partikel ποτι verfehlt, und sie zwar nicht durch zu, aber eben so unglücklich durch aus übersetzt: Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.) Wir gehen weiter. Wenn Pan den stößigen Bock empfängt. Warum stößig? Theokrit sagt bloß κεραον τραγον, und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß κεραος und κερασφορος einerlei sey. Stößig heißt κορυττιλος (Jd. V. v. 147.) — So bekommst du die saugende Ziege. Χιμαρος heißt eine jährige Ziege, und nicht eine saugende; ἡ ἐνιαυσιαια αἲξ ἠ ἑνος χειμωνος οὖσα, sagt der Scholiast. Hr. Lbk. hat den Unterschied zwischen ἐριφος und χιμαρος nicht gewußt. Jenes würde man allenfalls durch eine saugende Ziege übersetzen können; hier aber ist das saugende wegen des folgenden um so viel anstößiger; angenehm ist ihr (der saugenden Ziege) Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket. Also melkt man die saugenden Ziegen, oder melkt sie doch sogleich, als sie zu saugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit ist auf Theokrit's Rechnung nicht zu schreiben. Noch bemerke man den Ausdruck wartende Hirt. Wie deutlich und bestimmt Hr. Lbk. überall ist! Heißt der wartende Hirt, der sorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieselndes Wasser, das von obern Felsen widerschallend hinab rinnt. Was für elende

holperichte anderthalb Zeilen, für die malende Harmonie der griechischen:

— — — — — — ἡ το καταχες

Την' ἀπο τας πετρας καταλειβεται ὑψοθεν ὑδωρ.

Im Griechischen fast lauter reine liebliche Daktyli: im Deutschen fast lauter schwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felsen | wieder| Την' ἀπο | τας πε | τρας κατα | λειβεται | ὑψοθεν | *). Und nun wird man auch die Feinheit einsehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigene Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Säuseln der sanft flisternden Fichte; und der Ziegenhirt erwiedert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herab fließt. Wo aber bleibt diese Feinheit, wenn man, mit dem Hrn. Lbk., die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen (ταν οἰϊδα sagt Theokrit), so ge-

*) Es ist freilich von einem schlechten Übersetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang seines Originals bringen soll. Wir würden also dem Herrn Lbk. diese Nimrodsche Zeile nicht aufgemutzt haben (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrigen von gleichem Schlage übersehen), wenn er sich nicht in dem fünften Abschnitte seiner Einleitung das Ansehn geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andere nachgedacht, und könne daher etwas davon sagen, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

bührt dir ein fettes Lamm (*ἀρνα σακιταν λαψῃ*). Wie verkehrt! Sieht denn Hr. Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts, als *τα δευτερεια των Μουσων* zuerkennen will, so wie Thyrsis ihm *τα δευτερεια του Πανος* zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht *οἴιδες* mehr seyn, als *σηκιται ἀρνες*?*) Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr, als fette Lämmer? Wählen die Musen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenke. Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser, als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Musen; ist das aber Theokrit's Meinung?

So sehen die ersten eilf Zeilen der gegenwärtigen Übersetzung aus. Es würde Sklavenarbeit seyn, alles Folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (v. 23. 24.) den Ziegenhirten sagen:

---

*) Was *σηκιται ἀρνες* sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: *οὓς ἐτι γαλακτος δεμενυους, οἱ νομεις των μητερων χωριζοντες, ἰδια βοσκουσι, και ἐν ἰδιῳ σηκῳ κλειουσιν*. Der Verstand erfordert nothwendig, daß man anstatt *οὕς*, *οὐκ* lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bei den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten *οὕς*.

— — — — αἰ δε κ' ἀεισῃς
Ὡς ποκα τον Λιβυαθε ποτι Χρομιν ᾀσας ἐρισδων

d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem libyschen Chromis um die Wette sangst; ἐαν δε ᾀσῃς, ὡσπερ ᾖσας ποτε ἐριζων προς τον Χρομιν τον Λιβυαθεν, τουτεστι τον ἀπο της Λιβυης, erklärt es der Scholiast. Hr. Lbk. aber übersetzt:

— — — — — — Und du mir Lieder,
Wie du einst im Wettstreit den Chromis libysch
besungen.

Man sagt ἐριζειν προς τινα, mit einem streiten; aber wo hat Hr. Lbk. ᾀδειν προς τινα, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Λιβυαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69sten Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ' Αἰτνας σκοπιαν, übersetzt Herr Lbk.: noch in der Höhle des Ätna. Σκοπια heißt ein erhabener Ort, von welchem man sich umsehen kann; und also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe oder Spitze des Ätna.

Wie hat Hr. Lbk. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Übersetzung, oder das Lexicon, wo er bei σκοπια das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105te Zeile,

Οὐ λεγεται ταν Κυπριν ὁ βωκολος, ἑρπε ποτ'
Ἰδαν.

übersetzt Hr. Lbk.:

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

ὁ βωκολος λεγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen: οὗ, sagt er, ἀντι του ὁπου. λειπει δε το παταισχυναι ὁπου ὁ βουκολος Ἀγχισης την Ἀφροδιτην κατισχυναι λεγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

Eil zum Anchises.

hätte Hr. Lbk. also ungefähr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — du weißt schon — geh nur zu deinem Anchises.

Aus dem II. Idyll, das gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbsten anzeigen. Aus dem Vogel Ἴϋγξ macht Herr Lbk. durch das ganze Idyll, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα sind ihm bloße Säfte; und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs,

das sie am Feuer zerläßt, sind Φιλτρα. — In der 48sten Zeile sagt der griechische Dichter:

Ἱππομανες Φυτον ἐστι παρ' Ἀρκασι

und Herr Lbk. übersetzt es:

Bei den Arkadiern ward Hippomanes vormals geboren.

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht, was Ἱππομανες heißt; ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus desfluens, quo tempore praecipites in Veneris libidinem et furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Person hat es doch noch niemand, als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß φυτον ἐστι, so viel als φυεται heißen kann. Es muß in dem Kopfe unseres Übersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehn nach hat er für Ἱππομανες, Ἱππομενης gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3ten Idyll Z. 40 gedenkt. — In der 88sten Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Και μεν χρως μεν ὁμοιος ἐγινετο πολλακι θαψῳ.

Θάψος ist ein gelbliches Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst χρυσοξυλον nennen: ἐστι ξυλον τι ὁ καλειται σκυθαριον, ἤγουν σκυθικον ξυλον, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Übersetzung liest:

Oft glich ein bleiches Gesicht dem todtenfarbigen
Thapsus;

sollte man nicht fast vermuthen, er habe Thapsus für etwas ganz anderes, als für ein Holz angesehen; besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146sten Zeile ist unwidersprechlicher; er macht nämlich aus ἁ Μελιξοῦς (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξους der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker," sagt Herr Lbk. in dem Inhalte, „haben allerhand witzige Muthmaßungen über die Person dieses Gedichts geäußert." — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Übersetzer etwa die Scholiasten? — die er nicht gelesen hat. — In der 31sten Zeile macht Herr Lbk. aus der Ἀγροιω einen Ackermann, Namens Agräos. In der 45sten Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alphesiböa einen weisen Alphesibäus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV. Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Dutzend kleinerer werth ist. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt seyn muß, dem die olympischen Spiele nicht etwas ganz Unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe, und übersetzt die 6te Zeile ἄγων νιν ἐπ' Ἀλφεὸν ᾤχετο

Μιλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14ten Zeile hat Herr Lbk. aus *Λακων ὁ Καλαιθιδος* zwei verschiedene Personen gemacht. In der 117ten Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen; anstatt: du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wendest dich vortrefflich! In der 126sten Zeile übersetzt er *ποτ᾽ ὀρθρον* am dämmernden Abend; und doch heißt *ὀρθρος* die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eins von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. schändlich verdorben; denn in der 14ten Zeile hat er das *ἐξ ἁλος ἐρχομενας* auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mädchen geht, das der Hund Anfangs nur im Wasser sieht, und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mädchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervorgeht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbk. sagt dafür:

Ruf ihn, sonst faßt er dem Mädchen ins Knie; er steigt aus dem Meere,
Ruf ihn!

— In der 39sten Zeile sollte es anstatt: netzt' ich mir dreimal die Schöße, heißen: spuckte ich mir dreimal in den Schooß. Man kann bei dem netzt' ich mir die Schöße, an ganz etwas anderes denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsere Leser nur mit Einem Fehler begnügen. In der 31sten Zeile macht Lbk. das Erntefest Θαλυσια zu einer Stadt, und übersetzt ἁ δ' ὁδος ἁδε Θαλυσιας, durch: dies ist der Weg, er geht nach Thalysien.

Deßgleichen aus dem VIII. Idyll. Z. 86. übersetzt Lbk. μιτυλαν αἰγα, durch eine Ziege mit sprossenden Hörnern. Er hätte setzen sollen, mit verstümmelten Hörnern; μιτυλαν αἰγα φησιν ἀκερων, sagt der Scholiast. Den 70sten Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σιττα νεμεσθε, νεμεσθε· τα δ' οὐθατα πλησατε πασαι,
Ὡς το μεν ὡρνες ἐχωντι, το δ' ἐς ταλαρως ἀποθωμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil die Äschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber übersetzt:

Daß die Lämmer nicht darben, so pflück' ich in Körben euch Kräuter.

Wir haben schon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern Lesart gefolgt sey; aber welcher? und wo findet man sie?

IX. Idyll. Hier kommen wieder ein Paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Grie-

chischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: den brennenden Sommer aber achte ich eben so wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Τω δε θερευς φρυγοντος ἐγω τοσσον μελεδαινω,
Ὁσσον ἐρωντε πατρος μυθων ἠ ματρος ἀκουειν.

Wenn er nur wenigstens die Übersetzung des Heinsius zu Rathe gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo,
Quam patris praecepta sui, vel matris, amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

Aber den brennenden Sommer bedenk' ich so ämsig, als Kinder,
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Ältern erwarten.

In dem X. Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler; *ἐργατινα βουκαιε*, heißt nicht ämsiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von diesem ämsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurückbleibe. Es sollte dafür heißen gedungener. — In der 19ten Zeile verwechselt der Übersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 26sten und 27sten Zeile sagt der Dichter:

— — *Συραν καλεοντι τυ παντες,*
Ἰσχναν, ἀλιοκαυστον· ἐγω δε μονος μελιχλωρον.

D. i. Alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerin; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das sein Übersetzer?

— — Die schlanke Syrerin nennt dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Z. 54. seufzen:

Ὤιμοι, ὅτ' οὐκ ἔτεκεν μ' ἁ ματηρ βραγχι' ἔχοντα
Ὡς κατεδυν ποτι τιν, και ταν χερα τευς ἐφιλασα,
Αἰ μη το στομα λῃς.

D. i. O, daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebar, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte, und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dies ist der Verstand; und der Übersetzer, der ein Dichter seyn wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen, und zierlicher setzen. Thut das Herr Lbk.?

— Ach, keine schuppigte Mutter,
Weh mir, gebar mich wie rudernde Fische, herunter zu schwimmen,
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen nicht reichtest.

Was soll die schuppigte Mutter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so geboren hätte, wie Fische gebären? — Doch wir wollen uns nicht mehr bei Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind;

wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehört die 75ste Zeile.

Ταν παρεοισαν ἀμελγε· τι τον φευγοντα διωκεις;

Aber, will der Cyklope sagen, warum verliere ich meine Zeit bei der spröden Galathee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mädchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäfersprichwort aus: melke, die vor dir steht, was verfolgst du den fliehenden? Der Scholiast erklärt es *την ἀγαπωσαν φιλει*. Aber wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Lbk's. Übersetzung?

Melke dies Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!

XII. Idyll. Was mag wohl, o saturnischer Vater, heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bei seinen Lebzeiten unter sich theilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Lbk. übersetzt Z. 17. *πατερ Κρονιδη* (*ὦ Ζευ γενοιτο υἱε του Κρονου*), durch saturnischer Vater. — Daß die 13te und 14te Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Lbk. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sey im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,

Hic Lacedaemoniis Espnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Thessala dicat Aiten.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieses Idylls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenser aus, wegen ihrer besondern Gastfreundschaft gegen den attischen Diokles. „Noch jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab, und streiten um den Preis des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am süßesten drückt, der kehrt mit Kränzen beladen zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Geschicke über diese Küsse der Knaben zum Richter bestimmt! Sehnlich wird er den schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem Lydischen Steine gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Goldes erforscht.“ — Das ist der Sinn; nun urtheile man, wie weit Herr Lbk. davon abweicht:

Selig lebe der erste, der blühende Knaben geküßt hat,
Denn vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft.

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist: *Ὀντως ὁ κριτις εὐχεται τῳ Γανυμηδει ὑἱα ἐπιτηδειον ἐχῃ το στομα προς το δικαζειν τα φιληματα οὑτως, ὡς ἡ Λυδια λιθος δοκιμαζει τον χρυσον, εἰτε καλος,*

εἴτε και μη κ. τ. λ. Hier ist zum Überflusse auch noch die Übersetzung des Heinsius:

Hic nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescius olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk., etwas von den Symplejaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bei dem Ovidius, oder Valerius Flaccus, sondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologischen Wörterbuche eines Klieter, oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennenden Klippen ihren Lauf nehmen müssen? (medios inter juga concita cursus rumpere, *V. Flacc.*) Und daß diese Klippen, seit der glücklichen Durchfahrt immotae perstant, ventisque resistunt? *Ovid.* Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten sie freilich haben müssen, wenn sie folgende Zeilen des Theokrit gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

Συν δ' αὐτῳ κατεβαινεν Ὑλας εὐεδρον ἐς Ἀργω,
Ἁτις Κυανεαν οὐχ ἡψατο συνδρομαδων ναυς,
Ἀλλα διεξαΐξε (βαθυν δ' εἰσεδραμε Φασιν)
Αἰετος ὡς, μεγα λαιτμα· ἀφ' ὡ τοτε χοιραδες ἐσταν.

„Mit ihm," will der Dichter sagen, „stieg zugleich Hylas in die feste Argo, die zwischen den zusammenstoßenden Cyaneischen Klippen nicht verunglückte,

sondern, wie auf Adlers Flügeln, durch den gräulichen Schlund strich, bis zu dem tiefen Phasis drang, und die irrenden Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe des Abgrunds, zurückließ." — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponiren lassen:

— Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff
An die Cyanischen Inseln, es segelte furchtsam vorüber,
Und begab sich, wie rauschende Adler zum tiefen Phasis
Durch hochthürmende Wogen, aus welchen Felsen hervorstehn.

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. Es segelte vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus welchem Felsen hervorstehn? ἀφ' ὠ heißt nicht aus welchem, sondern, seit welcher Zeit.

XIV. Idyll. ἱπποδιωκτας übersetzt Herr Lbk. in der 12ten Zeile durch Fuhrmann. Wenn er aber des Ämilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die allerunwidersprechlichste Weise erhellt, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Übersetzung verdeutscht

hat, und daß er auch diese lateinische Übersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieses Idylls vortrefflich:

— — — ἀπο κροταφων πελομεσθα
Παντες γηραλεοι, και ἐπισχερο ἐς γενυν ἑρπει
Λευκαινων ὁ χρονος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Übersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Übersetzer seyn will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweideutigkeit auch bei dem griechischen Worte Statt fände, so wollten wir gern nichts sagen; allein κροταφοι heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann schleicht es die Wangen herunter." Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Lbk. dafür sagt:

Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen
Die begreißende Stund'.

Was ist offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8te und 9te Zeile sind schlecht übersetzt; deßgleichen auch die 48ste. — Warum

übersetzt er in der 60sten Zeile *αὐλα* durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67sten Zeile aus der Eutyches, eine Mannsperson, Namens Eutychides? Der Scholiast sagt: *εἰκος την Εὐτυχιδα Γοργους εἰναι θεραπαιναν.*

XVI. Idyll. *Ἰαονος ἀνδρος ἀοιδαι* übersetzt Herr Lbk. (Z. 57.) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des Jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß Homer darunter gemeint wird.

XVII. Idyll. *Ἀνηρ ὑλατομος* übersetzt Herr Lbk. Z. 9. durch Waidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennt er die 12te und 13te Zeile!

Οἱσι Θεοι τον ἀριστον ἐτιμασαν βασιληων,
Ἐκ πατερων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Könige, von seinen Ältern an, ausgeschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen Ältern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt Lbk. dafür:

Womit die Götter den herrlichsten König vor
Kön'gen bezeichnen,
Von den Vätern zuerst!

Erstlich heißen hier *πατερες* nicht Väter, sondern Ältern. Denn der Dichter steigt nicht höher, als

bis auf den Vater und die Mutter seines Helden hinaus. Zweitens kann man das von den Vätern zuerst! nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist, wie wir gesehen haben, seine Meinung doch nicht. — Περσαισι βαρυς θεος αἰολομητας, giebt unser Verdeutscher (Z. 19.) durch

Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkeltem Helme.

Αἰολομητης heißt klug, verschlagen. Doch Herr Lbk. scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu seyn; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur diese andere Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß nämlich für αἰολομητης, αἰολομιτρης gefunden haben; ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdann würde αἰολομιτρης nicht mit gesprenkeltem Helme, sondern mit der bunten Binde bedeuten; denn daß μιτρα eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 59sten Zeile des 27sten Idylls seines Dichters lernen können. — Κρονιδας ist ihm in der 24sten Zeile Saturn. Und Κρονος wird ihm also wohl Jupiter seyn? — Die 34ste und folgende Zeilen übersetzt Lbk.:

Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,
Ihrer Ältern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte;

Also legtest du, werthe Dione, Beherrscherinn
Cyperns,
In den duftenden Schooß ihm deine liebkosenden
Arme.
Und sie sagen: noch habe kein Mädchen dem Eh-
mann gefallen,
Wie Ptolemäus voll Inbrunst sich seinem Gemahle
gewidmet.

So wie zu Anfange dieses Idylls Lbk. den Theokrit fragen läßt:

Was besing' ich zuerst, wo tausend Gaben mir
winken?

so möcht' ich bei dieser Stelle fragen:

Was bemerk' ich zuerst, wo tausend Fehler
mir winken?

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand! Der Grieche sagt ungefähr: „Und o wie strahlt unter den edelsten Frauen die edlere Berenice, der Stolz ihrer Ältern! Ihr hat den duftenden Schooß Dionens erhabene Tochter, Cyperns Beherrscherin, mit zarten Händen gestrichen. Daher sagt man auch, daß nie eine Gattin ihrem Gemahle so liebenswürdig geschienen, als dem Ptolemäus die seine." — Findet man auch nur die geringste Spur von diesen Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung, in den Lbkschen Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schooß der Berenice zum Schooße des Ptolemäus; er macht — kurz er macht alle Fehler, die

ein nachläſſiger Überſetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiaſt hätte ſie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Ἀφροδιτη φησιν αὐτης εἰς τον κολπον ἀπεμαξατο τας χειρας, τουτεστιν ἐπαφροδιτον ἐποιησεν αὐτην, διο και ἠγαπατο ὑπο του ἀνδρος. — Wie manches könnten wir nicht noch bei der dritten, fünf und zwanzigſten, fünf und funfzigſten, drei und ſechzigſten, neun und neunzigſten, hundert und drei und dreißigſten Zeile erinnern! Doch wir müſſen mit dieſer verdrießlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII. Idyll. Die 17te Zeile iſt abermals ohne Verſtand überſetzt:

Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich genieſt: Wo viele Große dir beiſtehn.

Theokrit will ſagen: du mußt zu einer ſehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen ſeyn, wo du ſo viel edle Nebenbuhler fandeſt, und doch zum Zwecke kamſt; ὁποι ὡ᾿λλοι ἀριστεες, ὡς ἀνυσαιο. Das ὡς ἀνυσαιο gehört, dem Verſtande nach, zu dem vorhergehenden ἐπεπταρεν. Grotius hat es ſehr wohl überſetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich iſt die 20ſte und folgende Zeilen gerathen.

O was großes wird ſie dir gebären, gebiert ſie ihr ähnlich!

Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zusammen,
Wie der Jünglinge Schönste gesalbt bei den Bädern Euroteus,
Viermal sechzig Mädchen, erles'ner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen.

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammengejagt hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Hr. Lbk. doch einmal kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das Lateinische des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.
Namque eadem nobis aetas et more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies sumus aevi flore puellae,
Nec tamen est, Helenae, quae sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allem das Gegentheil zu sagen?

Das XIX. Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime übersetzt.

XX. Idyll. Was soll in der 3ten und 4ten Zeile heißen:

— — — — — — Ich lernte nicht küssen,
Wie die Hirten es thun; ich weiß sie artig zu nehmen.

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt bäurisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31sten und 32sten Zeile ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Übersetzung verdeutscht hat. Warum hätte er sonst von vielen Mädchen aus der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Übersetzung hat den Plural; Herr Lbk. also auch. — Die 29ste Zeile müssen wir noch mitnehmen:

Κὴν αὐλῳ λαλεω, κὴν δωνακι, κὴν πλαγιαυλῳ.

Wer sieht nicht, daß *αὐλος*, *δωναξ* und *πλαγιαυλος* hier drei besondere Instrumente sind! Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo, und übersetzt:

— — Auch wenn ich das Haberrohr blase,
Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwärts begreife.

Die Anmerkung, die Hr. Portus bei dem Worte *πλαγιαυλος* macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quasi dicas *plagiaulet*. Sie ist artig, sagen wir; aber nicht richtig, denn *πλαγιαυλος* war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36ste und die 37ste Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf Jos. Scaliger's Emendationes ad Theocriti etc. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 42ste und 43ste Zeile.

Ἄνθεα τ᾽ εὐώδη, λασίαις φιλα ἔργα μελισσαις,
Ὅσσ᾽ ἔαρος ληγοντος ἐπιβρυει ἀν λειμωνας

übersetzt Herr Lbk.:

Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquikkende Wollust,
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn.

Was ist offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß *ὅσσα* auf *ἀνθεα* und nicht auf *μελισσαι* gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amycus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, *σφυρηλατος οἷα Κολοσσος*, d. i. ein Fleisch, wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbk.:

Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus gezimmert.

Wer kann sich rühmen, dieses zu verstehen? Die Hammer Kolossus! die Hammer zimmern! Welcher Unsinn! — Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amycus, daß ihm eine Löwenhaut

von dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammen gebunden gewesen; *δερμα λεοντος ἀφημμενον ἐκ ποδεωνων*. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amycus, und übersetzt:

Über den ganzen Rücken und Hals, zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell.

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amycus angeht, rufen sich beide von ihren Landsleuten Zuschauer; Amycus bläst auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt, durch seinen Bruder Castor, alle Helden aus dem magnesischen Schiffe herbeiholen. Dieses ist der Sinn der 78sten und 79sten Zeile; Herr Lbk. aber macht aus dem magnesischen Schiffe eine magnesische Schlacht, und zieht beide Zeilen in diese Eine:

Wie zur magnesischen Schlacht die Helden Castor hervor rief.

— Und wie falsch ist noch die achte, die hundert und neun und siebzigste, und die zweihundert und achtzehnte Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht: so sollte es auch in der 6ten Zeile nicht heißen: er lärmt, sondern sie lärmt. Aber wie elend ist dieses lärmt! — In der 16ten Zeile sagt er abermals gleich das Gegentheil von dem, was Theokrit sagt:

Λοισθιον οὐκ ἠνειχε τα συμφορα τας Κυθερειας.

Wir wollen uns jetzt dabei nicht aufhalten, was die Kunstrichter wegen des Wortes συμφορα erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Übersetzern gefolgt, welche anstatt συμφορα, δακρυα lesen, und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt dieses auf deutsch:

Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus? —

Auch die gleich darauf folgenden Worte ἀλλ' ἐλθων ἐκλαιε, hätten ihm seinen Irrthum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt seyn. Wenn er von diesem Beispiele der Superfetation, wie es Bayle nennt, jemals das geringste gehört hätte, so würde er gleich die ersten Zeilen:

Ἡρακλεα δεκαμηνον ἐοντα ποχ' ἁ Μιδεατις
Ἀλκμηνα, και νυκτι νεωτερον Ἰφικληα
Ἀμφοτερως λουσασα κ. τ. λ.

schwerlich so übersetzt haben:

Kaum war Herkul zehn Monat geboren, so wusch ihn Alkmene,
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Flusse ꝛc.

Νυκτι νεωτερον gehört hier zusammen, und ist als ein Beiwort des Iphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger, als den Herkules macht. Daß νυκτι hier nicht nächtlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden ποχ'

(ποκα) und dem και. Doch wer wird das leugnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr Lbk. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weiß: z. E. daß Alkmene ihre beiden Söhne im Flusse gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses im Flusse bei dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31sten Zeile gemacht hat, fließt aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beiwort ὀψιγονος, der spät oder schwer erzeugte, dem Herkules zukomme; und übersetzt daher περι παιδα ὀψιγονον durch um den jüngsten der Knaben. Allein der jüngste der Knaben würde ja Iphikles, und nicht Herkules seyn. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis ist, daß Herr Lbk. aus dem Lateinischen übersetzt, und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

— — ὁ δ' ἐξ εὐνας ἀλοχῳ κατεβαινε πιϑησας.
Δαιδαλεον δ' ὡρμησε μετα ξιφος, ὁ῾ο' οἱ ὑπερϑε
Κλιντηρος κεδρινω περι πασσαλῳ αἰεν ἀωρτο.

Herr Lbk. übersetzt es:

— Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattinn,
Eilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
Seines cedernen Bettes stets von der Keule herunter.

Περι πασσαλῳ, von der Keule? *πασσαλος* heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas aufhängen kann. Wie kommt aber Herr Lbk. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Übersetzung a *clavo* suspensus erat; und er hat sich eingebildet, clavus und clava sey einerlei. Vielleicht hat er auch noch oben drein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stiefvater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bei dieser Arbeit so lang, daß wir über die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen, und aus jedem nur Einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXVsten macht Herr Lbk. Z. 21. *Ἀπολλωνος νομιοιο ἱερον ἁγνον* zu einem Prädicate des Ölbaums, und sagt:

— Wo dem Winter trotzende Fichten
Wachsen, und grüner Ölbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,
Unverletztes Heiligthum ꝛc.

anstatt daß er hätte sagen sollen: und dort, wo die Fichten und der Ölbaum wachsen, erblickst du des schäferischen Apollo unverletzliches Heiligthum. Denn das *φαινεται* aus der 19ten Zeile muß sowohl zu *ἱερον ἁγνον*, als zu *αὐλις* genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13te Zeile, wo Avtonoe, bei Erblickung des Pentheus in die heilige Wuth geräth:

Συν δ' ἐταραξε ποσιν μανιωδεος ὀργια Βακχω.
übersetzt Herr Lbk.:

— Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts.

Doch ὀργια heißen hier weder die Feste, noch die aus der Kiste genommenen ἱερα πεπονᾳμενα, Z. 7., ob wir gleich wohl wissen, daß sie beides bedeuten können; sondern es sind die Ceremonien, die wüthenden Tänze, die heiligen Convulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er ταραττω nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen, und συν ποσιν nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdann seyn: sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken, und zugleich das folgende ἐξαπινας ἐπιουσα mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Autonoe zuerst gewahr, und schrie fürchterlich auf, und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frei wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρκω, ναι τον Πανα. τεαν παλιν ἐξελε χειρα.

Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lbk. aus:

Pan, ach hilfst du mir nicht! O zieh die Hand doch zurücke.

Ναρκω ruft das griechische Mädchen; wo die Schäferin eines gallischen Hirtendichters vielleicht je me pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Überschrift dieses Idylls hat Herr Lbk. ganz falsch übersetzt. *Ἠλακατη* heißt kein Spinnrocken, denn es ist von Wolle und nicht von Flachs die Rede; und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homer sagt: *ἠλακατη* sey: *το των γυναικων ἐργαλειον, ᾧ περιελισσουσι το ἐριον*; d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad, als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit, oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten, Z. 16. 17.

Και κεν σευ το καλον τις ἰδων ῥεθος αἰνεσῃ,
Τῳ δ' εὐθυς πλεον ἠ τριετης ἐγενευ φιλος.

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreijähriger Freund. Du hältst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei sagt, so werth, und noch werther, als einen, der drei Jahre dein Freund gewesen. Herr Lbk. aber sagt dafür:

Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger
Als drei Jahr, der heißt denn dein Liebster.

Der Dichter will nichts weniger, als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig,

eine einzige Person länger als drei Jahr zu lieben. Es entschuldigt den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andere Ausleger diese Stelle, mit ihm, eben so falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht, Z. 6., daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. Z. 26. 27.

Ich wollte nicht den Jüngling,
Den schönen Jüngling stoßen.

Hat man jemals gehört, daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Herr Lbk. in der letzten Zeile die Verbesserung des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kommt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch gekommen zu seyn, begnügen. Es wären zwar noch die Sinnschriften des Theokrit, und die Idyllen des Bion und Moschus übrig; aber sollte Herr Lbk. wohl, erst gegen das Ende, seiner Arbeit gewachsener und sorgfältiger geworden seyn? Es ist nicht zu vermuthen, und wir werden also ohne Gefahr das Urtheil von dieser Lieberkühnschen Übersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine bessere zu liefern.

[...]ische Sta[...]bibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften

Bd.: 30

Berlin (1828)

Opp. 653 m-29/30
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605080-5